Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. Juli 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt"; Winterthur

Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postscheck VIII b 58

Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Der freiwillige Arbeitsdienst
Drei Wochen in der studentischen Arbeitskolonie Duvin
Vereinigung - enge Zusammenarbeit?
Der Luftschutz und die Frauen
Die aussereheliche Mutter und ihr Kind
Besuch in Asolo
Literarische Beilage

Wochenchronik.

Inland.

Auch die schweizerische Politik scheint „in die Ferien" gegangen zu sein. Es ist wenig von Bedeutung zu melden. Im Tessin haben kürzlich die Behörden in den Räumen der **„Adula"**, jenes bekannten Blattes, das unter dem Vorwand der Wahrung der Italianität des Tessins eine an Landesverrat grenzende irredentistische Propaganda treibt, eine Hausdurchsuchung vorgenommen, die, wie es heißt, nicht ohne Ergebnisse blieb. Darob in den italienischen Zeitungen größte Entrüstung und die häßlichsten Anwürfe gegen die „tedeschi" in Bern, die die Italianität des Tessins untergraben.

Die **Bundesbahnen** schleppen ihr Finanzelend weiter, auch der Juni blieb wieder wesentlich hinter den Einnahmen des letzten Jahres zurück. Man rechnet bis zum Ende des Jahres mit einem Defizit von 60 Millionen. Auch Post und Telegraph weisen zum erstenmal Mindereinnahmen von gegen 6 Millionen auf.

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hat sich gegen die Zusammenarbeit mit kommunistischen Organisationen ausgesprochen, während die schweizerische kommunistische Partei ihrerseits der schweizerischen sozialdemokratischen Partei die Annahme der ihr gestellten Bedingungen für die Herstellung einer **Einheitsfront** zusagte.

Gegen die **Totalrevision** hat sich ein überparteiliches Komitee gebildet.

Und um noch einmal auf die Schlägerei im Zürcher Kantonsrat zurückzukommen und vor allem auf die durch die Presse gegangene Meldung, daß die von der Sitzung ausgeschlossenen Walter und Dr. Tobler sich draußen lachend über ihre Missetaten zusammen unterhalten hätten, so wird uns hiezu berichtigend mitgeteilt, daß letzteres den Tatsachen nicht entspreche. Umso besser!

Ausland.

Mussolini hat kürzlich einem Vertreter des „Echo de Paris" gegenüber die kolonisatorische Mission **Italiens** betont als Fortführung der großen europäischen Kolonisations- und Zivilisationsarbeit überhaupt. Diese nicht fortzusetzen und im Gegenteil Italien dafür vor den Völkerbund zitieren zu wollen, sei ein Zeichen von Europas beginnender Dekadenz und Selbstaufgabe.

So konnte man vielleicht vor einem Völkerbund denken. Mit ihm ist aber etwas anders geworden. Der Gleichberechtigungsgedanke, das Selbstbestimmungsrecht hat die Völker ergriffen, auch die Kleinen und die Farbigen. Unvereinbar mit dem Völkerbundsgedanken ist es, mit Waffengewalt — hat uns nicht Japan darum seinerzeit so entrüstet? — einem andern Lande, auch wenn es „nur" ein farbiges ist, Kolonisation und Zivilisation aufzuzwingen. Die farbigen Völker reagieren auch heute ganz anders. Sie sind erwacht, sie haben — an Hand des Völkerbundsgedankens — Selbstbewußtsein und Eigenleben bekommen (Aegypter, Araber, Türken, Neger, Perser, Afghanen, Inder usw.). Ein heutiger kolonialer Krieg der weißen Rasse müßte ganz unweigerlich die bittersten Haß- und Rachegefühle in ihnen wachrufen und vor allem auch die Kolonialvölker selbst gegen ihre Kolonisatoren in Bewegung bringen. Die Folgen wären für Europa, ja für die ganze Welt, unabsehbar. Es ist einem unbegreiflich, daß Mussolini das nicht selbst sieht oder nicht sehen will. Dazu droht Japan mit abessinischen Sympathien. Man muß also Englands ganz außerordentliche Sorgen trotz aller eigenen Interessengebundenheit nicht nur begreifen, sondern restlos teilen. Die diplomatischen Bemühungen um eine gütliche Beilegung scheinen so ziemlich erschöpft zu sein und so sieht sich die britische Regierung nun vor eine der folgenschwersten Entscheidungen seit 1914 gestellt, vor das „was nun?" Sie hat sich für den Völkerbund entschlossen. Die Sache wird nun also trotz allen Drohungen Italiens und trotz allem Sträuben vor das Genfer Forum kommen. Der Völkerbundsrat wird in der Angelegenheit nächste Woche zusammentreten. Frankreich hat, wenn auch — um der italienischen Freundschaft willen — nicht leichten Herzens seine Zustimmung gegeben. Konnte wohl auch nicht anders, denn schließlich fußt ja auch seine Politik ganz auf dem Völkerbund.

Innenpolitisch geht **Laval** den unpopulären Weg seiner Spardekrete mutig weiter. Nicht nur die Gehälter werden gekürzt, auch die wichtigsten Lebenskosten. Zinsen, Mieten, Brot, Kohle, Elektrizität — werden gesenkt. Wohl kam es zu sehr zahlreichen Protesten und Protestaktionsversuchen, aber das erwartete Maß ist bis jetzt nicht überschritten worden und so ist zu hoffen, daß es Laval gelinge, das Land über die finanzielle Krise hinweg zu bringen.

In **Deutschland** geht es nun auch gegen die Katholiken. Der neue Staat verlangt, daß seine Gesetze von allen restlos respektiert werden. Wie die Bekenntniskirche, ist auch die katholische bereit, dies zu tun, soweit es mit ihrem Dogma vereinbar ist. Verschiedene, so namentlich die Sterilisationsgesetze, Gesetze über den Religionsunterricht usw. sind aber niemals damit zu vereinen. Die katholische Kirche führt darum einen scharfen Kampf gegen diese, wie auch gegen die antikirchlichen, die neuheidnischen Strömungen des nationalsozialistischen Staates. Dieser betrachtet diesen Kampf als gegen sein Regime als gegen ihn selbst gerichtet. Goering hat die Staatsbehörden angewiesen, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die „politisierende" Geistlichkeit vorzugehen. Die katholische Kirche nimmt den angesagten Kampf mit Märtyrermut auf. Göring verfügte bereits ein weiteres: den konfessionellen Jugendverbänden ist das Tragen von Uniformen und jedes öffentliche Auftreten verboten worden. Binnen kurzem dürfte es wohl zu ihrer völligen Auflösung kommen, ein Anfang ist bereits gemacht. Es ist eine Machtprobe unheimlichen Ausmaßes, auf die der Nationalsozialismus sich hier einläßt. Daneben geht der Kampf gegen die Juden weiter. In Berlin ist Graf Helldorf, einer der schärfsten Antisemiten, zum Polizeipräsidenten ernannt worden. Das deutet auf nichts Gutes. Auch die Bekenntniskirche muß sich auf neue Angriffe gefaßt machen.

Zum 1. August.

E. B. „Man mag über Feste denken, wie man will, man mag an ihrer Entartung und Verflachung in einer schweizerischen Festseuche berechtigte Kritik üben. Die großen eidgenössischen Feste jedenfalls sind spontan aus dem Volk heraus entstanden als ideelle Kundgebungen, die wir umso nötiger haben, je mehr in Krisenzeiten die materielle Bedrängnis wächst und die Sonderinteressen in scharfe Gegensätze zu einander stellt."

So stand vor kurzem bei Anlaß des eidgen. Sängerfestes in einer großen Tageszeitung zu lesen. Und wissen wir Frauen um den Sinn von Festen nicht auch aus unseren Erfahrungen im Familienkreise? Was bedeutet uns ein wohlgelungenes Familienfest? Es braucht dabei gar nicht etwa hoch herzugehen mit Aufwand aus Küche und Keller, noch immer entscheidet die „geistige Leitung", der Aufwand an Geist und Gemüt über den Gehalt eines häuslichen Festes. Spannung zwischen den Einzelnen, Sorgen im Großen und Kleinen werden zurückgestellt an solchen Tagen, die Freude hat ihr Recht — und, wenn ein solches Fest wohl geraten, so wird als bleibende Gabe das Erlebnis von Zusammenhalt und Verbundenheit mit in den Alltag genommen. Ein Geschenk, das uns nie nötiger ist, als in Zeiten voll von Angst und Unsicherheit.

Wenn unsere Schweizerfamilie am ersten August ihre Bundesfeier abhält, so ist uns auch nicht wichtig, daß Raketen und bengalische Beleuchtung den Abend „verschönern", noch sehen wir den Sinn dieser Feier darin, daß in den Hotels besonders schöne Festessen mit Schweizerchalets aus Marzipan gegessen werden, nicht einmal die obligate Rede des Auserlesenen unter den Gästen — vielleicht ist er gar ein Politiker von Rang — ist das Wesentliche. (Wir wollen dankbar die gute, aus wahrem innerem Erlebnis gestaltete Ansprache gelten lassen, nicht aber die billige des gewandten Redners, der einmal im Jahr auch von Gemeinschaft reden kann, wenn er auch im übrigen Teil des Jahres unter Gemeinschaft nur seine Familie und seine Partei oder sonst eine Gruppe mit ihm gleich Interessierter versteht.)

Wir erleben bei der Feier des ersten August ein anderes. Der Tag unserer Bundesfeier ist ein Tag der Besinnung, der Dankbarkeit und der Erneuerung eines Versprechens. Wenn in den Jahren und Jahrzehnten wirtschaftlichen Gedeihens und politischer Scheinruhe vor dem Weltkrieg für manche die Bundesfeier „ein ganz hübscher Tag mit Höhenfeuer und sonntäglichem Anstrich" gewesen war, so ist seine Bedeutung uns Heutigen viel tiefer wieder bewußt geworden: Wir zittern für Gefährdetes und wir danken für noch Bestehendes, uns im Innersten bewußt, daß die Erhaltung und die weitere Gestaltung unseres großen Gutes, unserer schweizerischen Demokratie vom Verhalten unserer Generation weitgehend abhängt.

Unserer Bundesfeier ging dieses Jahr eine entscheidend wichtige Volksabstimmung voraus, die Stellungnahme zur Kriseninitiative. Die ebenso wichtige Abstimmung über die Revision der Bundesverfassung wird ihr am 8. September folgen. Beide Male sind Entscheide zu fällen, die für unsere Heimat von größter Bedeutung sind. Daß solche Fragen jetzt gestellt werden, daß sie und mit ihnen so manche andere Frage zu höchster Gewissenhaftigkeit im Entscheid aufrufen, ist Zeichen einer bewegten Zeit. Von der Bürgerpflicht des Ueberlegens und der sachlichen Stellungnahme schließen auch wir Frauen uns nicht aus, obwohl wir ja nicht gefragt sind; aber welche denkende Frau wollte vorbei leben an diesen entscheidend wichtigen Fragen, wollte sich ausschließen von Aussprache und Ueberlegung mit ihrem Manne, ihren Söhnen und Freunden. Daß solche Fragen uns heute bewegen, ist gut. Wir haben uns nicht dabei aufzuhalten, bedauernd festzustellen, daß es einmal „ruhigere Zeiten" gegeben habe. Es kann Großes und Gutes aus schwerer Zeit entstehen. Und wer wollte bestreiten, daß wir des Großen und Guten erneut bedürfen?

Aber das Große und Gute hat heute einen schweren Weg. Zeiten, wie die unsere, da harter Wirtschaftskampf die Egoismen allenthalben weckt, begünstigen Gruppenbildungen, die unter dem so bestechenden Schlagwort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" Eigennutz nicht für einen allein, wohl aber für ihre ganze Gruppe suchen und ihn damit als Gemeinnutz verkleiden. Das ist eine der Gefahren. Eine andere, ebenfalls Zeichen der Zeit, liegt darin, daß die wirtschaftliche Not den Boden bereitet zur Bereitschaft der Massen, jedem demagogischen Volksbeglücker kritiklos Gehör zu schenken. Wer nichts mehr zu schützen und zu verlieren hat, wird bereit für Lehren von der Aufhebung der Güter anderer, gleichviel, ob es sich um ideelle oder materielle Güter handle. Wer vor dem Verzweifeln steht, der hört im Versprechen, daß eine neue Gesellschaftsordnung oder eine veränderte Staatsform „alles anders und besser" mache, ein Prophetie, der er gläubig zu folgen sich anschickt. Und so sehen wir, jeder Wahlkampf, jede Pressepolemik oder Abstimmungskampagne zeigt es uns, daß der Gruppenegoismus immer größer wird, die Gräben zwischen den sich befehdenden Gruppen immer tiefer und die Kampfmethoden immer skrupelloser. Und wir erfahren zudem, daß die Massen, deren Meinungen durch das schweizerische Radio zu wenig und durch das ausländische Radio zu viel beeindruckt werden, deren Ansicht über den politischen Gegner durch eine zum Teil gewissenlos hetzerische Presse geformt wird, Einsicht in die wahren Zusammenhänge nicht immer bekommen, nur ständig erzogen werden zu kritikloser Annahme von Anschauungen, die nicht der vollen Wirklichkeit entsprechen.

Was ist uns not, damit unser Volk den zersetzenden Einflüssen im Innern und den mit pathetischer Wucht oder auch mit unterirdisch stiller Wühlarbeit gleichermaßen wirkenden Einflüssen von außen nicht verfalle? Eine große Gefahr kann nur mit großem Einsatz gebannt werden. Wir müssen das Große und Gute sehen und hüten, das wir als Schweizer besitzen, es neu erkämpfen, da, wo es gefährdet ist. Ob dem Zank der Parteien, ob der Mißstimmung zwischen Volk und Behörden haben wir zu wenig das eine hochgehalten und obenan gestellt, die

Eidgenössische Gesinnung.

An unserer Bundesfeier machen wir es uns klar: die Basis der Eidgenössischen Republik baut sich auf dem Bündnis auf. Unser Bundesbrief von 1291 legte den Grund, manches weitere rechtlich gültige Abkommen kam im Lauf der Jahrhunderte dazu. Bündnisse, Verträge und die selbstverständliche Tatsache, daß Verträge auch gehalten werden müssen, haben immer weiter am Schweizerhaus gebaut, bis es in seiner heutigen Form erstanden war. Freiheit des Einzelnen, persönliche Freiheit im Glauben und im Handeln, soweit nicht die Gesetzgebung ordnende Schranken im Interesse der Gesamtheit zu setzen hat, ist ein weiteres, dem Schweizer unverlierbares und unentbehrliches Gut. Und niemals hätte unser Vaterland zugleich Heimat für die Angehörigen verschiedener Rassen und Kulturen werden können, wenn nicht in jahrhundertelanger Uebung das Verstehen und die Toleranz für Andersartiges gewachsen, ja zur Selbstverständlichkeit geworden wäre. Wir wissen um die Befruchtung, die im Zusammenwirken der verschiedenartigen Rassen u. Kulturen liegt, wir kennen die Möglichkeiten, die in der ergänzenden Zusammenarbeit zum Ausdruck kommen können. Und wir wissen auch,

---

Die große Kraft auf der Welt ist die Arbeit, und wenn man sich diese einmal zu eigen gemacht hat, dann wird man ihr, zumal wenn man eine Frau ist, nach all den kostspieligen Erfahrungen am Leben und den Tatsachen und der Verantwortlichkeit, die man für seine eigene Zukunft und die der Angehörigen empfindet, ein wachsamer und eifriger Hüter.

Eleonora Duse.

Das Mädchen von Vesoul.

Es war einmal eine Dame, die kürzlich von Paris nach Basel fahren wollte. Sie hatte schon an der Gare de l'Est eine Karte 2. Klasse gelöst, wollte sie aber umtauschen als sie bemerkte, daß die aufgestempelten Ziffern eine Querzahl ergaben, die ihr, wie sie glaubte, abhold war.

Auf ein solches Ansinnen ging der Billetteur nicht ein; ein Kollege, der im selben Raum saß, flüsterte ihm etwas zu. Nicht nur die Solidarität der Schalterbeamten gibt es jedoch, sondern auch die der Passagiere, und diese, statt nachzudrängen oder Ungeduld zu bezeigen, verhielten sich als stumme Zeugen des kleinen Vorgangs. Es war Rückhalt genug. „So geben Sie mir ein Billet 3. Klasse", sagte die Dame. Dies konnte ihr nicht verweigert werden, und siegreich zog sie damit ab.

Die 2. Klasse war gesteckt voll, die 3. leer. Ha! dachte die Dame, streute ihre Siebensachen herum und streckte sich aus.

In Chaumont kletterte, himmelblau angetan und im himmelblauen Hut, ein blondes, winziges Mädchen herein, gefolgt von einem etwa 38jährigen breitschrötigen Vater.

„Cultivateur", dachte die Dame.

„Le sac!" rief das Kind, kaum befand man sich wieder in Fahrt. Alsbald hob der Vater einen Handkoffer vom Netz, brachte ihn aber nicht sogleich auf

„Vite, vite," schrie die Tochter, und es schossen so zornige Blitze aus ihren Augen, daß die Dame erschrocken dachte: „Gott, ist die bös!"

Der Hut verschwand nun in einem großen Papiersack. „Et le tablier!"

Aber diesmal war er ihren Befehlen schon zuvorgekommen. Geschickt tat er ihr eine Schürze um, die bis zum Saum des blauen Kleidchens herabfiel.

Besänftigt nahm sie nun ihren Platz ein. In gelöster Pose, als wäre sie schon wer weiß wie lange auf der Welt, und an ihren gefügigen Vater gelehnt, betrachtete sie die Gegend, die vor den offenen Fenstern vorüberflog ohne Fragen zu stellen und und ohne das übliche Kindergeschwätz, nur hin und wieder mit einem kurzen Blick die Dame beobachtend; dieser war indessen ein Licht aufgegangen. Mit nichtem böse, nur unerhört kapabel war der Knirps.

So saßen nun, ziemlich schweigsam, in einer Eintracht deren sie nicht inne wurden, die Drei zusammen. Der Vater ließ manchmal ein Wort über die herrschende Hitze und die Ernteaussichten fallen. Die Dame schrieb einen Brief.

Kurz vor Vesoul kam der Handkoffer wieder herunter und wieder stand das kleine Kind im himmelblauen Kleid und dazu passendem Hut.

Die Dame hatte ihren Brief frankiert. „Sie würden mich gar sehr verpflichten", sagte sie zu dem Vater, „wenn Sie ihn für mich einwerfen wollten: ich brauchte dann nicht auszusteigen."

Sehr höflich und bereitwillig nahm er den Brief entgegen. „Sie werden es ja nicht machen, wie ich", bat die Dame, „die ich so leicht auf solche Dinge vergesse."

„Sehen Sie, ich stecke ihn da zu meinen Zigaretten, so denke ich sicher daran." Und er zeigte ihr seine Westentasche.

„Es könnte dennoch sein, daß er vergißt, doch werde ich ihn daran erinnern", sagte das Kind.

„Nein, was hast Du für einen schönen Hut!", rief die Dame erfreut. „Und wäre er nicht in den Sack gekommen, so wäre er jetzt schon verrußt, so wie das schöne Kleid."

„Meiner Treu, ist das ein hübscher Hut!", sie sagte es eigentlich nur nochmal, weil ihr das Kind mit einem Mal so außerordentlich gefiel.

Dessen Mienenspiel wurde plötzlich höchst wunderbar Gut, schön: war der Hut wirklich hübsch?, man hört das gern. Aber zu was für einem dünnen, distanzierten Lächeln ließ es sich da herbei? Fürwahr! So mag heute, auf eine fünfundzwanzigjährige Praxis hin, Queen Mary die im Federkopfputz ihr vorgestellte Hoffähige, die nicht zu ihrem intimen Zirkel gehört, begrüßen und verabschieden zugleich.

Der Zug verlangsamte nun seine Fahrt. Nicht lange hält er in Vesoul, und Vater und Tochter standen zum Gehen bereit. Diese aber wandte sich an der Türe noch einmal der Dame zu, und auf die Gegenstände deutend, die herumlagen: „Hier sind Sachen", sagte sie, „vergessen Sie nicht darauf, wenn Sie aussteigen."

Da starrte die Dame, sich ganz und gar durchschaut fühlend, den Vater an. Bei ihm brach jetzt der ganze Stolz seines Herzens hervor. „Elle a cinq ans", sagte er nur. Die Beiden stiegen aus. Die Dame trat ans Fenster, um ihnen nachzusehen. Doch rasch hatten sie sich im Getriebe der Reisenden verloren. Leer war jetzt ihr Abteil. Und dies kleine Mädchen würde ihr nie wieder begegnen. Seiner Obhut entzogen, würde sie ganz bestimmt, heute noch, etwas verlieren oder vergessen!

Annette Kolb.

Es war einmal ein Dorf . . .

Es war einmal ein Dorf . . . auf der Höhe der sauberen, weißen Bergstraße, zwischen ihrem kräftigen Anstieg und ihrer sanften Senkung reihten sich traulich an ihrem hellen, schmalen Bande die reinlichen spitzgiebeligen Häuser und Gehöfte! Das Dorf streckte auf beiden Seiten wie grüne Arme eine schattige Baumallee aus. Die Siedlung zeigte sich dem Wanderer an, eh er um die letzten Ränke in die Sicht der Ortschaft kam. Die Bauerngehöfte mit dem weißen Haus- und Scheunenbau, dem stattlichen Brunnen, dem Obstgarten und einem leuchtenden kleinen Blumengehege am Haus lagerten nachbarlicher zur Straße, je mehr man sich dem Dorfe näherte. Die letzten hatten das Haus dicht an das blinkende Band geschoben und Wanderer und Bewohner grüßten sich durch die Fenster, über die blühenden Geranien und Fuchsien hinweg. Im Dorfe selbst säumte Haus an Haus die Straße; einige Scheuern und Gärtchen und Misthaufen schoben sich dazwischen. Alles war da traulich am Wege versammelt, das Gasthaus, die Schmiede, die Bäckerei und die Metzgerei, der Kramladen, die Post, der Haarkünstler und die Kleinkinderschule. An seinem Fenster klopfte der Schuhmacher, und man konnte ihm die zerrissenen Wanderschuhe von draußen zur offenen Lucke hinreichen. Die Straße war lebendig vom Leben des Dorfes. Vor der Schmiede standen die Pferde, deren Huf der Schmiedgeselle zum Beschlagen in der Hand hielt. Und die Kinder auf dem Schulweg trieben sich neugierig um die ausgespannten Pferde und die hohen Bauernwagen herum. An grünen Tischen, vor dem Wirtshaus saßen die Fuhrknechte. Durch die Dorfgasse stapften langsam die Kühe zum

daß es die demokratische Staatsform allein ist, die solcher Entwicklung günstig ist, ihr die politisch und kulturell notwendige Bewegungsfreiheit und Beweglichkeit erhält.

Eidgenössisch denken heißt: nie diese Grundlagen vergessen, täglich neue aufbauende Arbeit in diesem Geiste tun, ob sie nun in der Erziehung, in der Politik, in Wort oder Schrift oder einfach durch das Beispiel eines rechtschaffenen Lebens als Familienglied und Volksgenosse geschehe. Noch heute muß gelten, was in anderer Zeit und anderem Zusammenhang von Haller über die alten Schweizer gesagt wurde:

Nicht unserer Ahnen Zahl,
Nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind,
Die ihren Arm belebte. —

Der freiwillige Arbeitsdienst.*

M. K. Der Ruf nach Arbeit ist in der letzten Zeit immer dringender geworden, aber trotz allen Bemühungen nimmt die Zahl der Arbeitslosen eher noch zu. Die Arbeitslosigkeit bringt nicht nur finanzielle Notstände mit sich, sondern auch moralische. Mit der Arbeitslosenversicherung, die dem Betroffenen finanzielle Unterstützung bietet, ist das Problem für ihn noch nicht gelöst, denn der Mensch braucht notwendigerweise die Arbeit zu einer gesunden Lebensauffassung. Besonders für die jugendlichen Arbeiter ist der ethische Wert der Arbeit eine unerläßliche Grundlage für ihre spätere Einstellung zum Beruf. Der freiwillige Arbeitsdienst soll nun helfen, daß der Jugendliche nicht gänzlich der Arbeit entwöhnt wird, daß er nicht die Arbeitsfreude verliert. Dadurch wäre eigentlich der Arbeitsdienst als eine Not- und Hilfsmaßnahme schon gerechtfertigt, aber er ist es umso mehr, als er ermöglicht, daß wirtschaftlich notwendige Arbeiten für unsere Volksgenossen, die sonst vielleicht unterbleiben müßten, an die Hand genommen werden können. Daneben bietet er für die Jugendlichen große ideelle Werte, geistige und erzieherische, einmal durch die gemeinsame Arbeit draußen in der Natur und dann durch eine zweckmäßige Ausgestaltung der Freizeit.

Der Gedanke des freiwilligen Arbeitsdienstes ist 1925 zum erstenmal verwirklicht worden durch die studentischen Arbeitskolonien, die seither jedes Jahr mit Erfolg durchgeführt werden. Durch diese freiwillige Arbeit der Studenten wird notleidenden Bergbauern Hilfe gebracht. Nicht unerwähnt darf auch der Zivildienst bleiben mit seinen seit so vielen Jahren gut wirkenden Arbeitslagern. Der freiwillige Arbeitsdienst für Arbeitslose wird erst in den letzten Jahren, seit der wirtschaftlichen Krise, durchgeführt. Durch den Bundesbeschluß über Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung vom Dezember 1934 und die nachfolgende Verordnung über den Arbeitsdienst vom Mai 1935 hat der Arbeitsdienst die gesetzliche Grundlage erhalten.

Die Organisationsform ist eine bewegliche, so daß den Bedürfnissen nach weiterer Ausgestaltung gut Rechnung getragen werden kann. Die eigentliche Organisation liegt bei der sogenannten Arbeitsdienststelle, die eine private oder behördliche Stelle, z. B. eine Fürsorgestelle oder ein Jugendverband sein kann. Sie verkehrt nach außen mit dem Auftraggeber und den subventionierenden Behörden, sorgt aber auch für den innern Aufbau, für ernsthaften Betrieb und für die Gestaltung der Freizeit. Der Auftraggeber sorgt für die technischen Grundlagen und behält sich oft die Oberaufsicht über die technisch einwandfreie Durchführung vor. Um eine weitere Förderung des freiwilligen Arbeitsdienstes zu ermöglichen, ist 1933 die Schweizerische

Zentralstelle

für freiwilligen Arbeitsdienst gegründet worden, die Beziehungen zwischen Arbeitsdienststelle, Auftraggeber und den subventionierenden Behörden zu vermitteln hat. Sie prüft, ob die Projekte den Anforderungen der Gemeinnützigkeit und volkswirtschaftlichen Zweckmäßigkeit entsprechen. Sie hat vor allem für die Weiterentwicklung des Arbeitsdienstes zu sorgen. Seit der Verordnung vom Mai 1935 steht der ganze freiwillige Arbeitsdienst unter der Oberaufsicht der Zentralstelle für Arbeitsbeschaffung des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements, die die erforderlichen Richtlinien erlässt und auch befugt ist Beiträge an die verschiedenen Arbeitsdienste zu leisten.

Ueber den innern Aufbau läßt sich zusammenfassend folgendes sagen. Der Jugendliche hat Anspruch auf freie Unterkunft und Verpflegung, auf leihweise Ueberlassung von Arbeitsschuhen und Kleidern, auf freie Hin- und Rückreise zum Arbeitsdienst und erhält pro Woche ein Taschengeld von 6 Fr., Gruppenführer bis 12 Fr. Selbstverständlich sind die Arbeitenden gegen Krankheit und Unfall versichert. Freier Ausgang wird in der Regel nicht gestattet, da gerade das Zusammensein neben der Arbeit den Sinn für Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit fördert. Durch Sport und Spiel, durch bildende Vorträge und Diskussionen sollen die jungen Menschen in der Freizeit bereichert werden.

Für den Geist des Lagers ist der Lagerleiter verantwortlich. Er hat eine äußerst schwierige Aufgabe, denn neben dem rein technischen Können, das notwendig ist zur Leitung eines Arbeitslagers, werden von ihm große pädagogische und psychologische Fähigkeiten verlangt, die erst die Eignung zum Lagerleiter ausmachen. Deshalb wurde im letzten Jahr ein Ausbildungskurs für Lagerleiter durchgeführt, der die späteren Leiter mit ihrer schwierigen Aufgabe vertraut machte. Nach der neuen Verordnung sorgt nun die Zentralstelle für Arbeitsbeschaffung für weitere Ausbildungsmöglichkeiten.

Nach dem Arbeitsdienst entsteht für die Jugendlichen das Problem der Rückkehr in den Beruf. Da sich für den Arbeitsdienst fast nur landwirtschaftliche Arbeiten, Weg- und Straßenbau eignen, ergibt sich für viele Berufszweige eine Entfremdung vom eigenen Beruf. So werden alle Arbeiter, von denen eine Geschicklichkeit der Hand verlangt wird, wie z. B. Arbeiter im graphischen Gewerbe, Feinmechaniker, Uhrenarbeiter nach dem Arbeitsdienst etwas gehemmt sein. Aus diesen Gründen ist es wünschenswert, daß der Arbeitsdienst nicht allzu lange dauert, nach der Verordnung nicht länger als drei Monate und im Jahr höchstens sechs Monate, denn der Arbeitsdienst ist ein Notbehelf und soll nicht Selbstzweck werden. Teilnehmer, die zwei Monate ununterbrochen tätig waren, erhalten eine Ausweiskarte, die einen Beweis darstellt für gute Führung und Arbeitswilligkeit. Bei der Stellenvermittlung durch den öffentlichen Arbeitsnachweis wird dem Inhaber einer solchen Ausweiskarte in der Regel der Vorzug gegeben und es ist zu hoffen, daß auch die Privaten mit der Zeit diesem Beispiel folgen, damit so die angedeuteten Nachteile des Arbeitsdienstes ausgeglichen werden.

Der Arbeitsdienst in dieser Form kommt selbstverständlich nur in Frage für männliche Arbeitslose. Im Kanton Zürich wird nun ein hauswirtschaftlicher Umschulungskurs für arbeitslose Mädchen in der Haushaltungsschule Wädenswil durchgeführt. Da immer noch Mangel an einheimischen Hausgehilfinnen herrscht, wird den Mädchen durch diese Umschulung eine neue Existenzmöglichkeit geschaffen. Der Kurs dauert 12 Wochen; aufgenommen werden Mädchen von 16—30 Jahren und die Kosten werden teils durch den Kanton, teils durch die Wohngemeinde der Schülerin oder durch eine Fürsorgestelle bestritten. Nach Schluß des Kurses erhalten die Mädchen einen Ausweis und werden durch Schulleitung und Berufsberatung in Haushaltstellen plaziert.

Es ist klar, daß der freiwillige Arbeitsdienst in hohem Maß geeignet ist, die Folgen der Krise zu mildern und gleichzeitig die Jugendlichen in mancher Weise zu bereichern.

* Bekanntlich kommt der Ertrag der diesjährigen Augustfeiersammlung dem freiwilligen Arbeitsdienst für Arbeitslose zugute. Dadurch können alle Spendenden beisteuern, daß so manchem jungen Menschen zu einer Arbeitsmöglichkeit verholfen wird!

Drei Wochen
in der studentischen Arbeitskolonie Duvin.

Duvin ist ein kleiner Ort, weit oben im sonnigen Lugnezital. Diesem Dörfchen sollten die Studenten durch ihre Arbeit Hilfe bringen. Von Duvin führt ein schmaler Weg zur Alp, der durch Felsstürze verschüttet oder weggerissen worden ist und jetzt wieder in Gefahr schwebte. Zudem war dieser alte Weg so steil, daß es für die schwerbepackten Dörfler, die mit ihrem Vieh zur Alp zogen, viel Mühe bedeutete, dort hinauf zu steigen. Zusammen mit den Studenten wollten die Dörfler sich nun eine neue Straße bauen. Das alles erfuhren wir, als wir am ersten Abend im Dorf herumbummelten, um mit unserer neuen Umgebung Bekanntschaft und Freundschaft zu schließen.

Ein schriller Pfiff weckte mich etwas unsanft aus dem Schlaf und als ich endlich aus dem hohen, weißrot karierten Bauernbett geklettert war, zogen die Studenten bereits an meinem Fenster vorbei zur Arbeit. 5 Uhr morgens, wir 5 Studentinnen sprangen eiligst zur Küche, denn bis um 7 Uhr mußte das Frühstück für die 50 Leute bereit sein. Da standen wir nun, zu dieser ungewohnten Stunde in der halbdunklen Küche, vor einem Kochkessel, dessen Größe unbedingt an heimatliche Waschkessel erinnerte. Ob der Kakao schon bald kocht? Mit Hilfe einer Taschenlampe suchten wir das festzustellen und warteten nun, mit Schöpfern und einem Kessel kalten Wassers als letzte Rettung bewaffnet auf den kritischen Moment, wo die brodelnde Flüssigkeit anfängt zu steigen. Mit heißen Backen und großen Aengsten schöpften wir den Kakao aus dem Riesenkessel. In der letzten Sekunde aber wurden wir fertig und zogen zum Eßsaal, wo uns bereits ein leicht ungeduldiges Klappern der Teller und Messer entgegentönte.

Nach der Frühstückspause wurde es wieder ruhiger, und in der großen gemütlichen Küche arbeitete man emsig. Berge von Kartoffeln mußten geschält werden, Salat mußte gewaschen werden draußen am Dorfbrunnen, aber je besser die Arbeit vorwärts ging, umso fröhlicher wurde die Stimmung in der Küche. Ab und zu kam eine der Dorffrauen und brachte etwas. Das gab jedesmal eine lustige Unterbrechung, denn, um ihr Romanisch zu verstehen, suchten wir unsere spärlichen italienischen Kenntnisse zusammen und sogar Brocken längst verstaubten Lateins! Abgesehen von der Arbeit, konzentrierte sich unsere Aufmerksamkeit auf den „Kitchenboy" der für uns Wasser tragen, Holz spalten und ähnliche Arbeiten verrichten mußte. Jeden Tag wurde uns ein anderer zugeteilt, was zu allerhand Ueberraschungen führen konnte. Einer feuerte einmal anstatt im Ofen unter dem Ofen und brachte die ganze Küche in Gefahr, ausgeräuchert zu werden, ein anderer stopfte sich alle Taschen mit rohen Rüben voll, die wir eben mit großer Mühe geschabt hatten. Ein Dritter schleppte den unvermeidlichen Koloniegrammophon herbei, so daß wir uns zum Schrecken der Köchin nur noch im Tanzschritt durch die Küche bewegten!

Mit Gesang und Werkzeugeklirr kamen die Studenten um ein Uhr zurück von der Arbeitsstelle. Die ungewohnte körperliche Arbeit an der frischen Luft hatte sie hungrig gemacht und die Riesenportionen sind in unheimlich kurzer Zeit verschwunden. Ein Dutzend Leute sitzen an meinem Tisch; wenn ich dem Letzten den Teller gefüllt habe, so war der Erste sicher schon wieder fertig. Nach dem Mittagessen begann für die Jungens die ersehnte Freizeit, wir Mädels mußten erst noch abwaschen. Glücklicherweise war das Geschirr nicht zerbrechlich, was uns gestattete, ein ziemliches Tempo anzuschlagen. Die auf diese Weise entstehende Blechmusik lockte noch einige neugierige Studenten herbei, die nicht mehr fortgelassen wurden, sondern abtrocknen mußten. So ging denn auch das wenig geschätzte Geschäft des Abwaschens lustig und schnell vorüber.

Am Nachmittag besichtigten wir die Arbeitsstelle, freuten uns mit den Jungens über den Fortschritt der Arbeiten und hatten im übrigen Zeit und Muße, uns unsere Koloniekameraden zu betrachten. Welch bunte Gesellschaft! Ein Grüpplein fiel auf durch seine malerische Farbenpracht und heftige Gesten, das waren die Tessiner und Italiener, die mit Mandoline und Gesang für das ganze Lager „tonangebend" waren.

Dort der Engländer, der sich so schwer aus Frühaufstehen und an das einfache Morgenessen gewöhnen konnte, war, um sich zu trösten, schon wieder auf der Suche nach Motiven für seine Kamera. Der größte Teil waren Schweizer, junge und alte Semester, Leute vom Poly und von den verschiedenen Universitäten, dann ein Tscheche, mit einer Leidenschaft für Schachspiele, die das ganze Lager ansteckte, so daß unerbittliche Kämpfe ausgefochten wurden. Ein Amerikaner, ein Wiener in Tirolertracht, die er zu unserer Belustigung durch hohe Reitstiefel zu ergänzen pflegte. Zwei Holländer, die sich an unsern Bergen nicht sattsehen konnten und dort der Philosoph des Lagers, bereits wieder in ein Buch vertieft. So viele verschiedenartige Menschen sich hier zusammen fanden, so war doch immer eine gewisse Einheit da, die viele, auch starke Gegensätze zu überbrücken vermochte, vielleicht war es das Wissen um den Zweck und die Aufgabe, um derentwillen wir hier waren, das diese Einheit brachte, vielleicht die gemeinsame Arbeit draußen in der Natur.

Eine wichtige Persönlichkeit des Lagers war der Koloniearzt. An seiner Notwendigkeit war nicht zu zweifeln, denn es gab immer Leute mit Hals- oder Magenschmerzen oder einer kleinen Verletzung. Uns war nun ein Koloniearzt beschert worden, der noch nicht auf eine allzu große ärztliche Praxis zurückblicken konnte. So konnte es vorkommen, daß Leute, die sich einen Finger verletzt hatten und sich beim Koloniearzt einen Verband holten, nachher aussahen wie frisch Operierte. Mit der Zeit bekam aber auch unser Doktor einige Uebung, denn an „Material" fehlt es in solch einem Arbeitslager sicher nie.

Auf einem kleinen Hügel vor dem Dorf wehte, weit ins Tal sichtbar, die Schweizerfahne, unsere Koloniefahne. An schönen warmen Abenden zogen wir dort hinaus zum Lagerfeuer, saßen ringsum, halb im Dunkeln, halb beleuchtet von dem knisternden Feuer, plauderndn, singend, oder wir schauten zu den dunklen Bergen auf, oder hinunter zu den Lichtern im Tal und träumten in der großen Stille vor uns hin. Manchmal klang eine Melodie auf, ein Volkslied aus irgend einem fernen Land, das in seltsamem Kontrast zu dieser Umgebung stand. Oft kamen auch die Einheimischen, unterhielten sich mit uns, und sangen für uns ihre romanischen Lieder. An solchen Abenden festigte sich eine stille tiefe Freundschaft nicht nur zwischen den Kolonisten unter sich, sondern auch zwischen Bauer und Kolonist, zwischen Städter und Bergler. —

Seit Tagen rollte der Donner und widerhallte in den Tälern, dazu regnete es fast ohne Unterbruch. Die Stimmung im Lager war dementsprechend gesunken, denn es konnte nicht gearbeitet werden und die Aussicht auf die Nacharbeit an schönen sonst freien Nachmittagen war natürlich nicht gerade rosig. Da kam der Kolonieleiter mit der Meldung, daß im Tal unten der Glenner über die Ufer getreten sei und die Brücken weggerissen habe, daß die Autostraße durch einige niedergegangene Rüfen verschüttet sei und die Einheimischen die Räumungsarbeiten allein nicht bewältigen könnten. — Regenmäntel wurden gesucht, Mützen geborgt, vergessen war der freie Nachmittag, jeder der irgend konnte, ging mit. Der Nachmittag verging langsam und traurig, wir kochten, heizten den Ofen und warteten. Als es schon lange dunkel war, kamen sie erst nach Hause, frierend, müde und durchnäßt. Wie sehr sie sich aber gefreut haben, hier diese notwendige Hilfe leisten zu dürfen, haben wir am nächsten Tag von ihnen erfahren.

Drei Wochen vergehen schnell, besonders in einer Arbeitskolonie, wo so viel junge Menschen beisammen sind. Viel harte ungewohnte Arbeit gab es für uns alle, aber auch viel Freude und frohe Stunden, die keiner vergessen wird. Wir haben uns in den Dienst der Bergbauern gestellt, durften Anteil nehmen an ihrem Schicksal und sie verstehen lernen und wir gingen fort mit einer wirklichen Befriedigung und viel wertvollen Erinnerungen. Ein Grüpplein nach dem andern nahm Abschied und zog ins Tal, begleitet von dem frohen Kolonierufe der Zurückbleibenden: Tschevolahoi, tschevolahoi, tschevolahoi, hoi, hoi!

Margrit Keller.

Vereinigung — enge Zusammenarbeit?

Der Internationale Frauenbund hielt vor kurzem seine Vorstandssitzung in Brüssel ab, wohin ihn der belgische Frauenbund in freundlicher Weise eingeladen hatte. Eigentlich sollte ein Jahr vor einem großen Kongreß, wie er nächstes Jahr stattfinden soll, eine Gesamtvorstandssitzung zusammengerufen werden, was auch Sitzungen der verschiedenen Kommissionen bedeutet. Es wurde jedoch dieses Mal davon abgesehen, da man der ungünstigen Zeiten wegen sparen wollte. Der Gesamtvorstand und die letztjährige Generalversammlung in Paris hatten daher den engern Vorstand ermächtigt, die Generalversammlung allein vorzubereiten, und es kamen nur wenige Kommissionen zusammen. Auch sah man von öffentlichen Vorträgen ab. Es wäre also recht wenig von der Sache zu berichten, hätte nicht eine besondere Frage zur Diskussion gestanden, nämlich die der Fusion des Internationalen Frauenbundes und des Weltbundes für Frauenstimmrecht. Der Weltbund für Frauenstimmrecht hat vor kurzem in Istanbul einen Kongreß abgehalten. Kurz vorher ging ihm ein Schreiben des Internationalen Frauenbundes zu, mit dem Vorschlag einer gänzlichen Fusion der beiden Verbände.

Da der Vorschlag zu spät in die Hände des Stimmrechtsverbandes gelangte, konnte dieser ihn den angeschlossenen Landesverbänden nicht mehr zusenden, sie kamen also unpräpariert zum Istanbuler Kongreß, wo ihnen der Vorschlag erst vorgelegt wurde. Der Kongreß beschloß daher, vorerst nicht auf die Frage der Zusammenlegung

---

Brunnen, stellten sich wohl auch einmal quer über den Weg in eigenwilligen Absichten, und man ließ sie unter einigen Zurufen und Stockstüpfen gewähren, bis sie sich aufs Weitergehen besannen.

Dreimal im Tag kam aus jeder Richtung die Post. Das Glöckchengeklingel der drei Pferde — im Sommer waren es vier — hörte man schon, wenn sie um die letzte Felsecke vor dem Dorfe kehrte. Dort knallte der Postillon mit der Peitsche, die Pferde setzten sich in Trab, um flott in die Ortschaft hineinzufahren, und die schwere Kutsche, schneller bewegt, polterte dumpfer und geräuschvoller zwischen den Mauern der Häuser herein. Bei gutem Wetter blies der Postillon beim Einbiegen ins Dorf sein „Es wär zu schön gewesen". Und diese Ankunft war trotz aller Fahrplanmäßigkeit immer festlich. Vom Hügel sahen Kirche und Schulhaus mit hellen Scheiben auf den Einzug herunter, und das Schnauben, Scharren und Schellenschütteln der heißen Pferde war von der Post bis ins Pfarrhaus hinauf zu hören. Aber das lebendigste Leben der Dorfstraße brachten die „Schimmelchen", die weißblonden Bauernkinder, die hier ihren Tummelplatz hatten und ihr Spielen und Singen und Kreischen um die Ecken und Gärten und Mistbaufen trieben.

Das Dorf steht heute noch. Aber es hat keine Dorfstraße mehr. Zwischen den Häusern — Gott weiß warum sie gerade dort stehen müssen — läuft eine schwarze, breite, harte Fahrbahn für Automobile. Das Dorf ist dem Verkehr im Wege, es engt ihn ein, und was alles nun einmal in Häusern ein- und ausgeht und um Bauerngehöfte kreucht und fleucht, ist hinderlich für die heransausenden Gefährte, denen die Welt gehört; und da es von ihnen bedroht ist, so wird auch alles Gehen und Sein auf dieser Fahrbahn so rasch als möglich und als ein notwendiges Uebel erledigt. Die Schimmelchen haben sich in die Hintergasse zurückgezogen, oder sie drücken sich auf ihren Gängen ängstlich und wohldressiert an die Häusermauern. Ach, diese Häuser stehen selber so verlegen da! Sie haben einst grüne Bänkchen vor sich hinausgestellt, Feierabendbänke. Und die stehen noch immer da, eng zwischen Wand und Fahrdamm gedrückt, stündig trotz dem Wachtsteer der Bahn, und wenn einmal eine Bäuerin mit dem Strickstumpf darauf sitzt, so guckt man hin, ob sie nicht die Füße zu nah an die Fahrbahn hinstrecke. Die Mistbaufen haben jetzt gut duften wie einst; mit einer Benzinwelle alle zwei oder drei Minuten ist ihre ländliche Kraft übertäubt. Die weißverputzten altmodischen Häuserchen mit den kleinen Fensterscheiben stehen unzeitgemäß und zurückgeblieben an der glänzendpolierten, breiten, schwarzen Verkehrsbahn! Sie können nur schüttern und zittern, wenn die großen Wagen vorbeibrausen. Die Hast ist ins Dorf gezogen. Wer geht noch ruhig und beschaulich, wenns hinter und vor ihm in Hetze knattert und donnert und braust, und hohe und tiefe Hörner eilfertig schrillen? Jetzt haben wir Tempo, Tempo zwischen den verlegenen Häuserchen, vor den Mistbaufen und den Baumgärten, wo leise die reife Frucht zu Boden fällt. Die grünen Arme der Alleen sind verstaubt und früh werden sie gelb und braun. Der Ankömmling, der sich den Außenhöfen nähert, mißt mit anderen Gedanken als früher die Entfernung zu den Gehöften mit den blühenden Blumengärten und den im Saft stehenden Obstbäumen; sein Blick sondert sie ab von dem schwarzgeteerten Fahrdamm in ihre stille, ländliche Umwelt zurück. Nicht mehr drängen sie sich ihm nachbarlich zur hellen Wanderstraße. Und die große Stille, die einst bei dunkelnder Nacht von den Bergen ins Dorf hinabsank und es mit majestätischer Ruhe deckte, sie hebt jetzt den nächtlich doppelt starken Lärm der Motoren heraus. Von den Gehöften aus, die abseits im stillen Grünen liegen, sieht man grelle Lichtkegel durchs schlafende Dorf blitzen. Auch seine dunkelhelle Sternennacht hat es nicht mehr.

Es war einmal ein Dorf.

R. Wst.

Christine Hebbel.

Zu ihrem 25. Todestag.

Die Frau, die vom Schicksal als Lebensgefährtin an die Seite eines großen Mannes gestellt wird, empfängt eine besonders schwerwiegende und verantwortungsreiche Aufgabe. Ist sie es doch, die dem bedeutenden Menschen jene intime häusliche Lebenssphäre schaffen muß, in der sich sein Geist sowohl entfalten als auch entspannen kann. Opferbereitschaft und selbstlose Anpassung der Gattin sind daher mehr noch als in jeder anderen Ehe die grundlegenden Voraussetzungen der Gemeinschaft mit einer großen Persönlichkeit. Um wieviel beglückender aber wird sich das Zusammenleben gestalten, wenn die Frau als Mensch dem Manne ebenbürtig ist und ihm ihrerseits durch die Vorzüge ihrer Natur und ihres Geistes bedeutsame Anregung und Förderung gibt, während sie sich zugleich seinen Eigenheiten liebend anpaßt. Christine Enghaus, die Gattin Friedrich Hebbels, gehört zu jenen Frauen, die sich als menschlich ebenbürtige Partnerinnen an die Seite eines bedeutenden Mannes stellen durften und im Dienste an seinem Genie zugleich der eigenen künstlerischen Berufung aufs schönste gerecht wurden.

„Die Güte ihres Wesens ist unwiderstehlich," schreibt Hebbel einmal über sie, und alles, was wir von Christine wissen, bestätigt diesen Ausspruch des Liebenden im vollen Umfange seiner Bedeutung. Als Friedrich Hebbel sich im Frühjahr 1846 der Wiener Burgtheaterschauspielerin Christine Engehausen fürs Leben verband, lud er durch das Eingehen dieser Ehe zugleich eine tragische Schuld auf sich, einer Frau gegenüber, die länger als zehn Jahre seine Freundin und Geliebte gewesen war und ihm zwei Kinder geboren hatte. Aber die Lösung von Elise Lensing bedeutete für Hebbel Erlösung aus einem zehnjährigen Zwiespalt seines Gewissens, war es doch weit eher Dankbarkeit und Freundschaft als Liebe, was ihn an das bedeutend ältere, reizlose Mädchen gefesselt hatte. Und wenn Elise eine Ehe mit Hebbel als höchstes Ziel ihres Lebens ersehnte, so scheute dieser vor der letzten Bindung an sie in dem sicheren Instinkt zurück, daß sein Genie sich niemals durch die kleinbürgerliche Enge, der er durch eine Heirat mit Elise rettungslos verfallen wäre, binden lassen dürfe. Daß Christine in Hebbels Leben trat, bedeutete für den Unsteten, von seinem Dämon hin und her getriebenen die rechtzeitige Rettung vor einer unausbenkbaren Katastrophe. Es war nicht nur die Entlastung seiner äußeren Existenz von materiellen Sorgen, wenngleich auch das in diesem Augenblick seines Lebens bitter notwendig war, um sein weiteres Schaffen zu gewährleisten; Christine schuf mit der harmoni-

einzutreten, sondern einen neuen Versuch zu enger Zusammenarbeit zu machen. Man beschloß ferner, eine Kommission zum Studium der Frage zu ernennen, die aus fünf Mitgliedern jedes Verbandes bestehen sollte, um die Frage in Brüssel zu studieren.

Es ist nicht der erste Versuch, der gemacht wurde, um eine Zusammenarbeit der beiden Weltverbände zu erlangen. Bis jetzt scheiterten aber alle Bemühungen. Nun dürfte aber vielleicht doch der psychologische Moment gekommen sein*, wo eine ganz enge Zusammenarbeit und spätere Vereinigung wirklich ins Auge gefaßt werden kann.

Die Frauen, die sich mit den Fragen befassen, haben ja schon oft und viel darüber diskutiert, ob sich denn nicht eine Möglichkeit dazu bieten wolle. Als der Weltbund für Frauenstimmrecht gegründet wurde, hatte er eine sehr bestimmt umrissene Aufgabe, nämlich dafür zu wirken, daß die Frauen in aller Welt das Stimmrecht erhalten. Es kam der Krieg und nach dem Friedensschluß erhielten viele Länder das Frauenstimmrecht, so viele, daß manche unter uns der Meinung waren, der Weltverband habe eigentlich kein richtiges Existenzrecht mehr. Es wurde dann allerdings geltend gemacht, daß er weiterbestehen müsse, eben um der Länder willen, die das Stimmrecht noch nicht haben, wie z. B. die Schweiz und Frankreich. Der Weltbund spürte aber selbst, daß er sein Arbeitsgebiet erweitern müsse und nannte sich Weltbund für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit. Und nach einem Kongreß des Verbandes klagt ein eifriges Mitglied unseres Landes, man habe von allem Möglichen geredet, nur nicht vom Frauenstimmrecht. Damit aber waren auch schon Uebergriffe gegeben und Doppelarbeit. Beide Verbände hatten eine Anzahl Kommissionen, einige waren doppelt vorhanden. Jede Kommission schickte Fragebogen aus, die meist, wenigstens in kleinen Ländern, von denselben Personen behandelt wurden. Man erreichte wohl einige Zusammenarbeit, aber nicht genügend. Nun soll die Frage auf einer neuen Basis studiert werden. Natürlich will keiner der Verbände aufgeschluckt werden vom andern. Der Internationale Frauenbund ist der umfassendere und ältere, er ist der einzige Weltfrauenbund, der allen offensteht, weil ja die Nationalbünde, aus denen er besteht, Vereine jeder Art umfassen. Der Stimmrechtsverband dagegen ist der jüngere, aktivere, fortschrittlichere.

Bei der ersten Besprechung hat es sich herausgestellt, daß die Sache sicher nicht einfach zu machen wäre, aber daß bei beiderseitigem gutem Willen, wie er jetzt, der Not der Zeit gehorchend, wirklich vorhanden zu sein scheint, es doch nicht unmöglich sein dürfte, zum Ziele zu gelangen. Nur muß schrittweise und vorsichtig vorgegangen werden, „stürmen" bringt nicht zum Ziele.

Der schweizerische Stimmrechtsverband ist nicht sehr für die Fusion eingenommen, wenn man dem Artikel von Frl. Gourd im „Mouvement féministe" glauben darf, und es ist ja wahr, daß sich gerade in unserm Lande besondere Schwierigkeiten ergeben werden, denn heute müssen die Stimmrechtsvereine tüchtig arbeiten, wollen sie nicht ganz untergehen. Der Feminismus im allgemeinen und das Frauenstimmrecht im besondern erleben keine gute Zeit. Man findet, es gebe wichtigere Fragen, auch für die Frau, als gerade das Stimmrecht; aber das Stimmrecht ist und bleibt eben der Schlüssel, der die Türen öffnen soll. Der Bund schweizerischer Frauenvereine hat sich noch nicht zur Frage geäußert, er hatte naturgemäß noch keine Gelegenheit dazu. Aber trotz aller nicht zu verkennenden Schwierigkeiten, trotz aller Bedenken, glauben wir doch, daß die enge Zusammenarbeit mit dem definitiven Ziel der Zusammenlegung der beiden Verbände so rasch als möglich vorbereitet werden sollte. Wir haben weder das Geld noch die Leute, um auf die Dauer die zwei Verbände so halten zu können, daß es sich rechtfertigt, zwei Weltbünde zu haben. Und zudem sind heute wieder Zeiten, wo die Frauen der ganzen Welt in die Verteidigungsstellung gedrängt sind oder werden. Wollen sie das erhalten, was sie mit unendlicher Mühe erreicht haben, so muß eng zusammengearbeitet werden. Und mir scheint, daß gerade in der Schweiz da eine Vorarbeit geleistet werden könnte und sollte, die vielleicht später den internationalen Bünden dienen könnte.

* schreibt E. Z. im „Ausgeschaut", und da die Frage auch einen weitern Frauenkreis interessieren dürfte, seien ihre Ueberlegungen hier weitergegeben.

Der Luftschutz und die Frauen.

Anläßlich der Luftschutz-Ausstellung in Bern ist auf die „hohen Aufgaben" hingewiesen worden, die an die Frauen hinsichtlich des passiven Luftschutzes der Zivilbevölkerung gestellt werden müssen und es wurde vom Organisationskomitee der schmerzlichen Enttäuschung Ausdruck gegeben, daß die bernischen Frauenverbände die Aufforderung zur Mitarbeit mit einer Absage beantworteten. Wer die Ausstellung gesehen hat, wird begreifen, daß die Frauen mit keinerlei Rüstungen für den Luftkrieg (selbst wenn es nur Vorbereitungen für den sogen. passiven Luftschutz sind, über dessen geringe Wirksamkeit die Ausstellung übrigens nicht hinwegtäuscht) etwas zu tun haben wollen. Millionen Menschen in allen Ländern verabscheuen den Krieg. Die führenden Männer Europas betonen in beifallumbrausten Reden, daß sie nur den Frieden wollen. Trotzdem wird von den Regierungen aller Völker der schöpferische Geist und die Arbeitskraft des Mannes immer noch und immer wieder eingespannt in die Vorbereitung des Krieges, der, wie wir alle wissen, in Zukunft nicht mehr ein Kampf zwischen Armeen sein wird, sondern ein Vernichtungskrieg zwischen Völkern. Eingedenk der wahrhaft teuflischen Methoden des Kampfes, die da zur Anwendung kommen werden und von denen die Ausstellung wohl kaum mehr als eine grausige Ahnung zu vermitteln vermag, fragen sich die Frauen mit tiefster Verzweiflung im Herzen, ob es wirklich ihre „hohe Aufgabe" sei, am Luftschutz mitzuarbeiten und so indirekt mitschuldig zu werden an den Kriegsrüstungen, die zwangsläufig zum Krieg führen, wie wir es 1914 erlebt haben. Die Frauen sind überzeugt, daß sie die höhere Aufgabe haben, wo und wann es auch sei, sich für den Frieden einzusetzen. Wie sagte doch Fridtjof Nansen? Diese Aufgabe ist die größte aller Aufgaben in unserer Zeit. Die Frage, wie wir allem Krieg ein Ende machen können, ist die erste aller Fragen, nicht nur in der internationalen, sondern auch in der nationalen Politik. F. S.

Die außereheliche Mutter und ihr Kind im schweizerischen Zivilrecht*.

Dd. Die Artikel im Schweizerischen Zivilgesetzbuch, die sich auf das außereheliche Kindesverhältnis beziehen, lassen sich in vier Gruppen einteilen.

1. Die Rechte der Mutter dem Vater gegenüber.

Es liegt nicht in der Macht des Gesetzes, die seelischen Nöte der außerehelichen Mutter zu bessern. Seine Wirkung beschränkt sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Der Vater des Kindes ist verpflichtet, die Entbindungskosten, den Unterhalt während mindestens je vier Wochen vor und nach der Geburt und andere infolge der Schwangerschaft oder der Entbindung notwendig gewordene Auslagen zu ersetzen. (Z. G. B. 317.) Ist die Mutter länger als 4 Wochen nach der Geburt arbeitsunfähig (nach dem Fabrikgesetz darf sie erst nach 6 Wochen ihre Arbeit wieder aufnehmen), hat der Vater für die Kosten während dieser Zeit aufzukommen, nicht aber für die Summe der Lohnausfälle. Oft ist es schwierig, die Kosten für Arzt und Pflege bei einer Hausgeburt festzustellen und es ist dann Sache des Richters, deren Höhe zu bestimmen. Beiträge der Krankenkasse werden von der Zahlung des Vaters in Abzug gebracht. Diese Bestimmung ist sehr diskutabel, denn mit dem gleichen Recht könnten dann auch Entschädigungen oder Geschenke von Verwandten der Mutter in Abzug gebracht werden. Natürlich zahlen die Väter nicht immer, oft fehlen ihnen die Mittel dazu wegen Arbeitslosigkeit, oft haben sie aber auch keinen Zahlungswillen und bestreiten überhaupt die Vaterschaft.

Diese Ansprüche der Mutter an den Vater des Kindes können schon vor der Geburt des Kindes geltend gemacht werden. Die Klage geht auf Vermögensleistungen des Vaters an die Mutter und das Kind und auf Zusprechung des Kindes mit Standesfolge. Die Mutter hat auch Anspruch auf eine Genugtuungssumme, wenn sich der Vater mit der Beiwohnung eines Verbrechens schuldig gemacht hat (Notzucht), wenn Gewalt angewendet wurde und wenn die Mutter zur Zeit der Beiwohnung noch nicht mündig war, wenn also die Mutter ohne eigenes Verschulden schwanger geworden ist.

* Nach einem Vortrag, gehalten von Dr. Margrit Schlatter an der Schweiz. Tagung für Mütter- und Säuglingshilfe.

2. Rechtliche Stellung des Kindes zu Vater und Mutter.

Die Rechtslage des außerehelichen Kindes sollte so viel wie möglich der des ehelichen Kindes angepaßt werden. Wir unterscheiden zwei verschiedene Prinzipien, das Maternitäts- und das Paternitätssystem. Beim Maternitätssystem hat das Kind der Mutter und deren Verwandschaft gegenüber die Rechte eines ehelichen Kindes. Es erhält den Namen der Mutter, sie und ihre Verwandtschaft sind ihm gegenüber unterstützungspflichtig und es ist ihnen gegenüber erbberechtigt. Es gilt aber dem Vater und dessen Familie gegenüber als nicht verwandt. Der Vater ist nicht unterstützungspflichtig und das Kind nicht erbberechtigt.

Beim Paternitätssystem ist das Kind nicht nur der Mutter sondern auch dem Vater gegenüber verwandt. Es erhält den Namen des Vaters und dieser hat für es zu sorgen wie für ein eheliches Kind. Die Mutter hat ihm gegenüber nur dann vormundschaftliche Rechte, wenn der Vater nicht in der Lage ist, sie auszuüben. Das Kind ist unterstützungs- und erbberechtigt dem Vater und seiner Familie gegenüber und hat somit im rechtlichen Sinne einen Vater. Die Regelungen des Schweiz. Zivilgesetzbuches basieren auf dem Maternitätssystem. Das Kind hat als einziges Recht dem Vater gegenüber Anspruch auf einen Unterhaltsbeitrag (Z. G. B. 319.) Das Unterhaltsgeld ist bis zum vollendeten achtzehnten Altersjahre des Kindes zu entrichten mit Vorausbezahlung auf die Termine, die vom Richter festgesetzt werden. Die Höhe der zu bezahlenden Summe richtet sich nach den Lebensverhältnissen des Vaters. Sehr oft werden nur die Minimalbeiträge gezahlt, die ca. 40.— bis 50.— Fr. betragen. Höhere Beiträge sind selten, es kommt auch vor, daß der Vater wirtschaftlich überhaupt nicht in der Lage ist, zu zahlen. Auf Begehren des Klägers oder des Beklagten kann die Höhe der festgesetzten Beiträge abgeändert werden, wenn eine erhebliche Veränderung der Verhältnisse eintritt. Die Beiträge können auch als hinfällig erklärt werden, wenn das Kind ein nach seiner Lebensstellung hinreichendes selbständiges Einkommen erlangt hat. Logischerweise sollten sich die Alimente mit dem Heranwachsen des Kindes vermehren, denn meistens wachsen auch seine Bedürfnisse mit dem Alter. Es geschieht leider aber immer eher das Gegenteil, denn der Vater ist oft gar nicht in der Lage, mehr zu bezahlen, da er vielleicht geheiratet hat und für seine Familie sorgen muß.

Verschiedene Bestimmungen im Z. G. B. bilden eine Ausnahme zu Gunsten des Paternitätssystems. Der Vater kann z. B. das Kind freiwillig anerkennen in Form einer öffentlichen Urkunde oder durch eine Verfügung von Todes wegen. Dies wird beim Zivilstandsamt bekanntgemacht. Das Kind gilt dann als ehliches Kind. Auf Verlangen des Klägers wird das Kind mit Standesfolge dem Beklagten zugesprochen, wenn dieser der Mutter die Ehe versprochen, oder sich mit der Beiwohnung an ihr eines Verbrechens schuldig gemacht oder die ihm über sie zustehende Gewalt mißbraucht hat. Das Kind erhält dann den Namen des Vaters. Wenn der Vater zur Zeit der Beiwohnung schon verheiratet war, muß das Maternitätssystem bestehen bleiben im Interesse der ehelichen Frau und der ehelichen Kinder. Das außereheliche Kind hat Anspruch auf Erbschaft, erhält aber nur halb soviel wie die ehelichen Kinder.

3. Die Feststellung der Vaterschaft.

Die Rechte gründen sich auf die Tatsache der Abstammung. Nur der leibliche Vater kann verpflichtet werden, Zahlungen zu leisten. Selten kommt es vor, daß der Mann die Vaterschaft anerkennt, und dann auch sorgt für das Kind, wie für ein eheliches. Manchmal gibt er die Vaterschaft zwar zu, zahlt, nimmt aber weitere Folgen nicht auf sich. Er kann auch eine einmalige Abfindungssumme, die je nach Höhe der Monatsbeiträge während 18 Jahren plus Zins festgesetzt wird, bezahlen und damit die Angelegenheit ein für alle Mal erledigen. Dies bedeutet eine große wirtschaftliche Sicherheit für das Kind. Unzählige Male jedoch kommt es vor, daß der Mann die Vaterschaft bestreitet, oder sie zugibt, aber die ihm daraus erwachsenden Pflichten ablehnt. Dann muß die Angelegenheit durch den Richter geregelt werden. Die Vaterschaftsklage kann vor oder spätestens ein Jahr nach der Geburt des Kindes eingereicht werden. Die Feststellung der Vaterschaft ist Aufgabe der medizinischen Wissenschaft. Es kann aber nur mit Sicherheit (durch Blutproben) nachgewiesen werden, daß eine Vaterschaft nicht besteht; für die Abstammung gibt es kein sicheres Beweismittel. Als einziges brauchbares Beweismittel gilt im Gesetz der geschlechtliche Umgang während der Empfängniszeit. Kann jedoch nachgewiesen werden, daß die Mutter zur Zeit der Empfängnis einen unzüchtigen Lebenswandel geführt hat, so ist die Klage abzuweisen, da dann die Abstammung nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann. Unter Umständen können alle Männer, die während der Empfängniszeit geschlechtlich mit ihr verkehrt haben, solidarisch unterhaltspflichtig gemacht werden. War die Mutter zur Zeit der Empfängnis verheiratet, so kann eine Vaterschaftsklage nur erhoben werden, nachdem das Kind durch den Richter für unehelich erklärt worden ist. — Leider kommt es immer und immer wieder vor, daß das Gesetz absolut machtlos ist, wenn z. B. der Vater einen falschen Namen angibt oder einfach verschwindet und die Frau weder seinen Namen, noch irgend etwas anderes von ihm weiß. Solche Fälle sind ganz hoffnungslos. Ein Vaterschaftsprozeß sollte aber, wenn ein auch nur kleines Beweismittel vorhanden ist, durchgeführt werden, hauptsächlich im Interesse des Kindes. Auch für den Mann ist es gut, wenn er zur Verantwortung erzogen wird.

4. Wahrung der Kindesrechte gegenüber dem Vater.

Die Mutter ist die gesetzliche Vertreterin des Kindes. Meist aber ist sie jung, unerfahren, unselbständig, unbeholfen und wagt oft kaum, die rechten Schritte zu unternehmen. Oft fehlen ihr die Mittel, einen Rechtsanwalt zu nehmen. Hier hilft die Vormundschaftsbehörde, indem sie jedem unehelichen Kind einen Beistand ernennt. Dieser Beistand wahrt in der Regel auch die Rechte der Mutter gegenüber dem Vater. Außerdem muß er sich auch rein menschlich der Mutter und des Kindes annehmen, für Arbeit sorgen, einen Kostort für das Kind ausfindig machen, usw. Die Anzeige bei der Vormundschaftsbehörde vor der Geburt des Kindes ist sehr zu empfehlen, denn oft braucht die Frau gerade in dieser Zeit besonders eine moralische und finanzielle Stütze. Die Amtsvormundschaft ist ein großer fürsorgerischer und vorsorglicher Schutz für Mutter und Kind. Sie bestellt, wo es nötig ist, dem Kind einen gesetzlichen Vormund, und wenn die Mutter nicht dazu fähig ist, nimmt sie sich der Erziehung des Kindes an, eine oft sehr schwierige Angelegenheit. Da oftmals ein Vater immer wieder versucht, sich um die Alimente zu drücken, ist auch in dieser Beziehung der Vormund eine wichtige Hilfe für die Mutter. Er kennt die Gesetzesbestimmungen und ordnet diese Angelegenheiten. Der vormundschaftliche Schutz ist auch sehr notwendig, wenn sich die Frau wieder verheiratet und zwischen dem Ehemann, den ehelichen Kindern und dem außerehelichen Kind Schwierigkeiten entstehen. Die Aufgabe des Vormundes ist es dann, über das Wohl des Kindes zu wachen und die Mutter oder die Eltern zur richtigen Verantwortung zu erziehen.

Heute sind das eheliche und das außereheliche Kind noch nicht gleichgestellt und die Schutzbestimmungen des Z. G. B. werden lange nicht in allen Fällen durchgeführt. Wir hoffen zuversichtlich auf eine allmähliche bessere Gestaltung der jetzt oft so sehr traurigen Verhältnisse.

Ein Besuch der Wohnstätte Eleonore Duses in Asolo.

Am 21. April 1924, fern von der Heimat, im Norden Amerikas, hat Eleonora Duse ihr ruhm- und leidvolles Dasein ausgehaucht. Ihr letzter Gedanke galt ihrem geliebten Asolo, in dessen paradiesischer Natur sie ihre Ruhestatt zu finden wünschte. Zur Feier ihres 10. Todestages erschienen Abgeordnete der ganzen Nation und der Kunst an ihrem Grabe, um durch Ansprachen und Blumenspenden ihrer Verehrung Ausdruck zu verleihen. Die Straße, die zu der „Casa del arco" führt, steht verlassen. Am Ende ihrer dunklen Bögen badet klares, gelbes Morgenlicht den Marienaltar, der hinter Gittern in die Wand des Hauses, jenseits des Torbogens, eingelassen ist. Neben der kleineren der beiden Haustüren hängt eine Tafel: „A Eleonora Duse, figlia ultimogenita di S. Marco, apparizione melodiosa del patimento creatore e della sovrano bontà. Questa casa tranquillo riposo della grande attrice nel primo annuale della sua morte Asolo consacra 21 Aprile 1925." Das Haus ist von einer Amerikanerin erworben worden und wird ganz im Sinn und Andenken seiner früheren Besitzerin wieder hergerichtet. Denn: „Mein geliebtes Asolo ist vernachlässigt, daß man es fast nicht mehr lieben kann", klagte die Duse einst ihren Freunden in Meran, doch wer es zum erstenmal betritt, wird schon im Treppenhaus gefangen von dem Geist vornehmer, verhaltener Schönheit, den es in allen seinen Räumen mit den großen Verhältnissen Holzgeländer an elfenbeinfarbener Mauerwand, leitet durchs Treppenhaus nach oben, wo durch eine mit roten Fliesen belegte Loggia wieder dieses wundervolle, blaßgoldene Morgenlicht von der Gartenseite hereinflutet und zum Altane lockt, der ganz von blaßgelben, büschelweis wachsenden Kletterrosen bekleidet ist. Die Südwand des Hauses, in eigenwilliger Weise halbrund vorgewölbt, umschließt ein Wunder von Garten, eine Wirrnis aus langen blauen Irisbändern, Rebenlauben, Terrassen, überwuchert von Ginster und starkduftenden Kräutern, gründerspannen von Rosen bis unter das Dach. In seinem Anblick, in der verwunschenen Stille, in der Wolke lauer Blütendüfte, verliert sich das Gefühl für Zeit und Ort. Offen steht jeder Raum. Im großen Saal, darin die Gäste empfangen zu werden pflegten, stand nichts mehr als ein großes, grünes Sofa vor weitem Kamin. Schwalben flogen zu den offenen Fenstern ein und aus. Sie haben im Nebenraum, an einem der bemalten Deckenbalken ihr graues Nestchen hängen. Zwei Stuben im obern Stockwerk haben Eleonora Duse gedient, wenn sie allein und ohne Gäste war: Ein kleiner Wohnraum, das Schlafgemach daneben. Die Decke war auch hier wie überall aus

---

schen Ausgeglichenheit ihres Wesens um ihn jene Atmosphäre der Geborgenheit, deren er für seine künstlerische und menschliche Entwicklung bedurfte. Sie ertrug die Ausbrüche seines ungebärdigen Temperamentes mit der nimmermüden Geduld der liebenden Frau, fand sich willig in die ungewohnten Beschränkungen, die das gemeinsame Leben ihr, der bisher in allen Stücken Selbständigen, auferlegte und brachte als die große Künstlerin, die sie war, seiner Arbeit das weitestgehende Verständnis entgegen. Was aber ihrem Charakter das schönste Zeugnis ausstellt, das ist ihr Verhältnis zu Elise Lensing. Sie war es, die durch ihre warme Herzlichkeit und Fürsorge in das zerstörte Leben der unglücklichen Frau noch ein wenig Glück zu bringen suchte und sich damit die Einsame zur treuesten und ergebendsten Freundin gewann. Durch eigenes, schweres Erleben frühzeitig gereift, erfüllt von warmem Mitgefühl, begriff sie besser als Hebbel dies je gekonnt hat, die Katastrophe im Leben der Verlassenen. Als sie kurz nach ihrer Verheiratung mit dem Dichter den Tod des kleinen Ernst, Elisens und Hebbels Söhnchen, erfährt, ist das erste, was sie ihrem Gatten sagt: „Laß sie — die Mutter — zu uns kommen, laß sie gleich kommen." Sie nimmt die Verzweifelte wie eine Schwester in ihrem Hause auf und gibt ihr, als Elise nach Jahresfrist nach Hamburg zurückkehrt, ihren eigenen unehelichen Sohn Carl zur Pflege und Erziehung mit. Elise wird hinfort Christinens Haus als das ihre, ihr eigenes bescheidenes Heim als Christinens empfinden dürfen. Mit Recht schreibt sie einmal an ihre „liebste Tine": „Jetzt ist unser Verhältnis gewiß eines von denen, deren es wenige gibt." Ueber tausenderlei Dinge verständigen sich die beiden Frauen und Christine sucht oft genug ohne Hebbels Wissen durch größere und kleinere Geldsendungen das harte Los Elisens, die dem Dichter feinerzeit ihr ganzes Vermögen geopfert hatte, zu erleichtern.

Auf ihr selber ruhte ja von früh auf die Bürde eines schweren Lebens; kein Wunder, daß sie Elisens Nöte besser als eine andere verstand. Christine Enghausen war 1817 in Braunschweig geboren und mußte schon als Kind der verwitweten mittellosen Mutter beim Geldverdienen helfen. Mit neun Jahren trat sie in das Kinderballett des braunschweigischen Hoftheaters ein und wurde auch im Schauspiel in Kinderrollen beschäftigt. Als sie vierzehn Jahre alt war, entdeckte man ihr großes Talent; durch den dantaligen Dramaturgen wurde sie nach Bremen empfohlen, wo sie sich als Jungfrau von Orleans, Luise Millerin und Tony ihre ersten großen Erfolge errang. Nach einem Jahre kam sie nach Hamburg und hier sah Hebbel sie zum ersten Male auf der Bühne, ohne indessen ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie selbst hörte von „Judith" und „Maria Magdalena", aus welch letzterem Stück ihr das eigene Schicksal erschütternd entgegentrat. „Ich war," sagt sie später, „nachdem ich es zu Ende gelesen, zerschmettert! Ich sah in Meister Anton und in Hebbel meine Richter — letzterem wünschte ich nie zu begegnen! 1840 wurde Christine als kaiserlich-königliche Hofschauspielerin an das Wiener Burgtheater verpflichtet, wo sie sich lange Zeit energisch für die Aufführung von Hebbels „Judith" einsetzte; diese Rolle sollte später eine ihrer berühmtesten Leistungen werden. Die Ende 1845 durch Vermittlung eines gemeinsamen Bekannten herbeigeführte Begegnung mit dem Dichter hatte für beide von Anfang an etwas Schicksalsvolles, fürs Leben Bindendes. „Ich sah dies sehr schöne Mädchen mit dem edlen Herzen, das sich in jedem Blick, jedem Wort ausspricht, keine dreimal, als mir der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeschwört, wieder nahe trat," schreibt Hebbel an einen Freund.

Christine ist ihrer dreifachen Aufgabe als Gattin Hebbels, als Mutter seines Kindes und als Künstlerin in bewundernswerter Weise gerecht geworden. Hebbels Testament, seine Briefe und Tagebücher bewesen aus deutlichste, welche unendliche Liebe und Dankbarkeit ihn bis zu seinem Tode an sie band. Daneben war und blieb diese Frau eine hohe und begeisterte Priesterin der Kunst. Hebbels Briefstelle: „Ach sähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragische Schauspielerin Deutschlands! Keine zum Allerhöchsten! Dies sagt der Dichter, nicht der Liebhaber!" wird durch zahllose begeisterte Zeugnisse der Zeitgenossen bekräftigt. Keine idealere Interpretin hätte sich der Dichter für seine großen tragischen Frauengestalten denken können; für Judith, Brunhilde und Marianne, welch letztere nach seinem eigenen Bekenntnis das Abbild Christinens ist.

Siebenundvierzig Jahre hat Christine Hebbel überlebt. Ihr Dasein war nach seinem Tode ganz dem Gedächtnis an ihn, der Sorge um seinen Nachruhm, der Zusammenarbeit mit Biographen und Herausgebern seiner Werke gewidmet. Sie hat in ihrem langen und reichen Leben aufs schönste bewiesen, zu welch bewundernswerten Wirken die Frau fähig ist, die in reiner und selbstloser Hingabe einer großen Idee u. einem großen Menschen liebend dient. M. N.

diesem warmen, geschwärzten Balkenwerk, nach venezianischer Art auf reiche Weise mit Gold ausgelegt, türkisblau und rubinrot bemalt. Im Schlafraum standen diele Möbelstücke aufgetürmt. Ein zierlicher Schreibtisch mit eingelegter Platte guckte unter herabgefallenem Tuch hervor. Unter dem Arco ihres Hauses hinweg leitet der Weg hinüber zum silbernen Hügel, wo ihr Grab sich befindet. Ein einfach zubehauener, grauer Stein, vom geheiligten Grappa hergebracht, ruht über der gelben Erde und trägt ihren Namen; darunter die Daten von Geburt und Tod. Eine uralte Zypresse hält Wacht; eine Gruppe alter, malerischer Fichten beschattet das Grab. Durch eine Lücke im dunklen Blättervorhang schimmert das blasse Gold der reichen, weiten Ebene, die in der Ferne an die Lagunen grenzt. Von den hundert Horizonten Asolos trägt der Wind laue Irisdüfte und die herberen von Ginster und Wachholderbüschen herüber und schüttet sie über das Grab. Keines Menschen Tritt zerbricht die Stille oft wochenlang. Lerchen singen, Schwalben jauchzen, große bunte Schmetterlinge wiegen sich im Sonnenlicht, und im Summen der goldenen Bienen gehn ihre Worte: „Vado nel vento". C. L.

Vom Wirken unserer Vereine

XVII. Ferienkurs für Fraueninteressen des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht in Bulle (St. Freiburg) vom 15. bis 20. Juli 1935.

Als die Sommerferien näher rückten und Ferienpläne ein wichtiges Gesprächsthema wurden, frug mich jemand: „Was ist denn so „Glüstig" an den Ferienkursen, daß Sie immer wieder hin gehen? Es ist doch sicherlich jedes Jahr eine Wiederholung."

Gewiß ist es eine Wiederholung des praktischen Teiles des Kurses. Die neuen Kursteilnehmerinnen freuen sich über die Gelegenheit, das Leben eines Vereins, einer Sitzung durch praktische Uebungen zu lernen und über alles, was mit Vereinswesen zusammenhängt, gründlich orientiert zu werden. Mit Begeisterung üben sich die Kursteilnehmerinnen im Präsidieren, Referieren, Protokollieren etc.

Was mich persönlich immer wieder „glüstig" dünkt in diesen Ferienkursen ist die Gelegenheit, geistige Anregungen genießen zu können, losgelöst von Haushalt-, Vereins- und Berufspflichten. Ferner bei den Mahlzeiten die ungezwungene Aussprache mit Frauen, die im Berufsleben oder in der sozialen Arbeit stehen. Freudig stimmen die gemeinsamen Ausflüge: diesen Sommer konnten wir die Schönheiten des Greyerzerlandes kennen lernen. Einen besonderen Reiz hat es, einmal nicht als Außenstehender an einem Orte zu sein, sondern mit einem Teil der einheimischen Bevölkerung im Kontakt zu kommen und einzelne Frauen der verschiedensten Kreise bei der Arbeit in den Kursen kennen zu lernen. Für die Zusammenarbeit der Frauen auf allen Gebieten ist dieser Kontakt so sehr wichtig.

Viel Wissenswertes und viel Neues gab uns der Vortrag von Mme. Gérmain aus Chambéry über „die Frauenstimmrechtsbewegung in Frankreich".

Durch Frl. Dr. Grütters (Bern) temperamentvolle Art und Weise, den ganzen Verlauf des „Kongresses des Weltbundes für Frauenstimmrecht" zu schildern, glaubten sich alle Zuhörerinnen nach Istambul versetzt; alle freuten sich über die großen Fortschritte der Frauenbewegung in der Türkei.

Ueber die Entwicklung der Volksbildungsheime in der Schweiz referierte Schwester Anni Pflüger aus Zürich. Durch ihre warme Schilderung hat sie dieser Institution viele neue Freunde gewonnen.

Frl. Dr. Elisabeth Rotten's (Saanen) Vortrag über: Demokratische Erziehung, „ein Pfeiler im internationalen und sozialen Aufbau" war für viele ein Erlebnis und ein Appell an das Gewissen.

Leider war Herr Thélin vom B. F. T. in Genf durch Krankheit verhindert, nach Bulle zu kommen, um über „Die Rolle der Frau in der schweizerischen Volkswirtschaft" zu sprechen. Er sandte seinen Vortrag ein und Frau Dr. Leuch las ihn vor. An Hand von Statistiken zeigte Herr Thélin, welch wichtige Rolle die Schweizerfrau im Wirtschaftsleben spielt. Es war wohltuend zu hören, wie warm sich Herr Thélin für die Arbeit der Frau einsetzt und erklärt, daß die Unterdrückung dieser Arbeit eine soziale Ungerechtigkeit wäre. Deutlich zeigte er, daß die Erwerbsarbeit der Frau keinerlei Schuld trägt an der jetzigen Wirtschaftskrise. Mit dankbarer Begeisterung wurde dieser Vortrag aufgenommen.

In verschiedenen Orten in der Umgebung von Bulle wurden Propagandavorträge für das Frauenstimmrecht gehalten. Die Diskussionen nach den Vorträgen ergaben oft interessanten Aufschluß über die Mentalität der Zuhörer.

In jedem Ferienkurs wird ein geselliger Abend veranstaltet, zu dem viele einheimische Familien eingeladen werden. In Bulle verlief der Abendanlaß sehr angeregt. Nach Ansprachen, Gesang und Produktionen ergab eine Tombola 80 Franken, die der Institution der Suppenküche für arme Schulkinder übergeben wurden.

Im Flug vergeht gewöhnlich diese Ferienwoche; jede Teilnehmerin geht heim mit neuem Mut und neuem Ansporn, sich für die Frau, ihre Arbeit und ihre Bestrebungen einzusetzen.

Mme. Gérmain sagte uns beim Abschied, die Frauen der ganzen Welt sollten sich die Hand reichen zur gemeinsamen Arbeit und zur Erhaltung des Friedens. F. B. H.

Ein temporäres Bureau des internat. Stimmrechtsverbandes in Genf.

Wie in allen vergangenen Jahren wird der internationale Stimmrechtsverband auch dieses Jahr während der Völkerbundsversammlung in Genf ein zeitweiliges Büro eröffnen, das allen bei jener Gelegenheit dort anwesenden oder durchreisenden Anhängerinnen der Frauenbewegung als Versammlungszentrum und Treffpunkt dienen soll. Wie letztes Jahr wird dieses Bureau sich in den Räumen des internationalen Frauenabrüstungskomitees, rue Abhémar Fabri 6, Place des Alpes befinden, wodurch ein enger Kontakt mit einer der bekanntesten und eifrigsten Frauenorganisationen hergestellt sein wird. Da zudem das Büro vom Sekretariat des Völkerbundes nur wenige Minuten entfernt ist, können die Besucherinnen allem, was Wichtiges in Genf zu jener Zeit internationaler Ereignisse sich abspielt, beiwohnen. Wie gewöhnlich sind im Bureau dann Eintrittskarten zu den Völkerbundsversammlungen zu haben, Frauenzeitungen liegen auf, Adressen und Erkundigungen jeder Art werden vermittelt, Tee serviert. Gemeinschaftliche Anlässe und Plauderstunden werden die Bekanntschaft mit hervorragenden Vertreterinnen der Frauenbewegung vermitteln.

Das Büro wird eine Woche vor Beginn der Völkerbundsversammlung, Montag, den 2. September, und alle Tage nachher je von 14 bis 18 Uhr, mit Ausnahme der Sonntage, offen sein. Da der Vorstand des Verbands auf den 5. September zu einer wichtigen Sitzung einberufen ist, ist auf die Gegenwart nicht nur der in Genf lebenden Mitglieder: Frau Adele Schreiber, Fräulein Gourd, Frl. Ginsberg, sondern auch der Präsidentin Mrs. Corbett Ashby, der Vizepräsidentinnen Frl. Manus, Frau Plaminkowa, Frau Malaterre-Sellier und anderer zu zählen. Alle Mitglieder und Leserinnen mögen also Adresse und Eröffnungszeit des Bureaux sich merken. Sie werden dort warm empfangen werden und alles finden, was ihnen den Aufenthalt in Genf angenehm und nutzbringend gestalten kann.

Von Kursen und Tagungen

Vom 5. bis 10. August findet in Spiez ein **Ferienkurs des schweiz. Vereins der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerinnen** statt, verbunden mit dessen 28. Generalversammlung. Kurslokal: altes Gemeindeschulhaus. Kursgeld für Mitglieder Fr 10.— für den ganzen Kurs; 2 Fr. für einen halben Tag und 1 Fr. für einen Vortrag. Für Nichtmitglieder das Doppelte.

Aus dem Programm:

„Aperçu des différentes Méthodes en usage dans l'Enseignement Ménager", von Schwester Marie-Marthe Francey, Seminarlehrerin in Freiburg.

„Einfache Verzierungen für Kleider und Wäsche" von Frl. Hedwig Fisch, St. Gallen.

„Familie und Volksgemeinschaft" und „Erziehungswerte", von Dr. Fritz Wartenweiler.

„Keramit", von Hrn. Herrmanns, Fachlehrer für Keramik, Bern.

„Die Methodik des Gewerbeunterrichtes", von Frl. Schenker, Zürich.

„Disziplinfragen", von Herrn Dr. F. C. Endres, Küsnacht.

„Die Heimarbeit im Berner Oberland", von Hrn. Dr. Born, Interlaken.

„La Tenue rationelle d'une Maison selon les exigences actuelles", von Frau Mellet Briod, Seminarlehrerin in Lausanne.

„Die Psychologie unserer Schülerinnen", von Herrn Dir. Dr. Tramer, Rosegg-Solothurn.

„Die Ernährung unserer Bergbewohner" (Graubünden, Berner Oberland).

Tägliches Morgenturnen im Strandbad, bei Regen im Schloß Spiez, unter besonderer Berücksichtigung der „Ermüdung im Haushalt und deren Ausgleich".

Schwimmen nach Verabredung. Leiterin Frl. Eva v. Wöhy, Turnlehrerin in Spiez.

Eine Schweiz. Fach- und Kochkunstausstellung

findet vom 17. August bis 15. September in Zug statt. Die Abteilung „Hauskäche" der Kochkunstkommission erläßt einen Aufruf an die Hausfrauen zur Beschickung der Ausstellung mit irgendeinem vorzüglichen Familiengericht, einer Hausspezialität, mit kunstgerecht eingemachten Nahrungsmitteln, um sich die Anerkennung in Form eines Diploms 1., 2. oder 3. Ranges mit goldener, silberner oder bronzener Medaille zu erwerben. Bei der Beurteilung dieser Hausfrauengerichte wird weniger auf kunstvolle Zusammenstellungen als vielmehr auf einfache, mundgerechte Aufmachung gesehen.

Kleine Rundschau

Das kirchliche Frauenstimmrecht im Kanton Bern.

Nach dem Verwaltungsbericht der Direktion des bernischen Kirchenwesens haben bis Ende 1934 von den ca. 200 reformierten und den vier christkatholischen bernischen Kirchgemeinden im ganzen 81 das beschränkte oder unbeschränkte Stimmrecht der Frauen eingeführt.

a) Das beschränkte Stimmrecht besteht in 44 Kirchgemeinden.

b) Das unbeschränkte Stimmrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten (ohne passives Wahlrecht) haben 12 Kirchgemeinden.

c) Das unbeschränkte Stimmrecht mit passivem Wahlrecht genießen 25 Kirchgemeinden.

Eine größere Anzahl von Kirchgemeinden hat laut amtlichen Feststellungen die Anpassung ihrer Reglemente an die Vorschriften der einschlägigen Gesetze von 1917, 1929 und 1930 noch nicht vorgenommen.

Sprechende Zahlen.

Die unehelichen Geburten in der Schweiz sind zahlreicher, als obenhin gedacht wird. So zählte man 1932 neben 65,794 Kindern aus ehelicher Verbindung 2856 Kinder, die den Schutz durch ein Elternpaar als „unehelich Geborene" vermissen müssen. In den verschiedenen Kantonen schwankt die Zahl der unehelich Geborenen von 2,3 bis zu 11 von Hundert. Am höchsten war ihre Zahl in Baselstadt, wo von insgesamt 2014 Geburten 201 Kinder außer der Ehe geboren wurden. Am wenigsten, nämlich knapp 2 Prozent unehelich Geborene weist der Kanton Uri auf. So bedrückend diese Zahlen sind, so kann doch, gemessen an früheren Statistiken, festgestellt werden, daß die Zahl der unehelich geborenen Kinder bedeutend kleiner ist als sie es in früheren Jahrzehnten war.

Eine der letzten Burgen gegen die studentische Gleichberechtigung gefallen.

Der Rat der Universität Oxford hat jetzt die letzten Schranken niedergelegt, die die Frauen hinderten, die gleichen Hochschulgrade wie der Mann zu erreichen. Die Gleichberechtigung der männlichen und weiblichen Studenten ist nunmehr in Oxford vollkommen durchgeführt, im Gegensatz zu Cambridge.

Eine hundertjährige „Garibaldinerin".

In Genua wurde ein eigenartiges Geburtstagsfest gefeiert. Virginia Prevosti, die Köchin Giuseppe Garibaldis, des großen italienischen Freiheitskämpfers, wurde hundert Jahre alt. Die alte Frau ist in der großen Hafenstadt eine bekannte Persönlichkeit. Als ein junges Mädchen vom Lande, blond und hochgewachsen, kam sie aus der Umgegend von Turin nach Genua, um Arbeit zu suchen. Es war zur Zeit, als die Stadt den General Garibaldi, der damals am Anfang seines Ruhmes stand, als gefeierten Gast beherbergte. Als sich das junge Mädchen im Palazzo Assarotti, in dem der Freiheitsheld Aufenthalt genommen hatte, als Küchenmädchen bewarb, wurde sie zunächst abschlägig beschieden. Durch Zufall begegnete sie jedoch dabei dem General, der von ihrer Schönheit so entzückt war, daß er sogleich für ihre Aufnahme in seinen Haushalt sorgte. Hier wußte sich Virginia schnell eine unerschütterliche Stellung zu schaffen. Als kostbarstes Andenken an Garibaldi bewahrt die Hundertjährige eine Lesefibel. Garibaldi fand eines Tages heraus, daß Virginia weder lesen noch schreiben konnte. Er kaufte ihr daher Hefte und Lehrbücher und gab ihr in seinen Mußestunden den ersten Schreib- und Lesemitterricht. Virginia zeigte sich so gelehrig, daß sie später mit dem General in Korrespondenz treten konnte.

Nur nicht bei uns!

Nun haben auch die Frauen von Chile das Wahlrecht erhalten. Dies Frühjahr beteiligten sie sich ein erstes Mal bei den Gemeindewahlen. In Valparaiso, Santiago und andern Städten sind die ersten Gemeinderätinnen nun schon an ihrer Arbeit.

Auch in Cuba sind die Frauen nun gleichermaßen wahlberechtigt wie die Männer.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Freitag, den 26. Juli, 15 Uhr, Kasino Zürichhorn: Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gruppe Zürich: Zwanglose Zusammenkunft mit Frau Olga Misar, Wien.

Berichtigung.

In der letzten Nummer ist eine ärgerliche Verschiebung unterlaufen: Der Autorname Dr. Ilse Reicke gehört unter den von ihr stammenden Artikel „Problem der Müttererholung" und hat nichts mit dem „Rat der Männer" von Elisabeth Thommen zu tun.

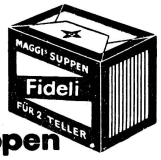
Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203 (abwesend)
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 22,608.
Wochenchronik und Vertretung für Allgem Teil: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Vorzügliche Sommer-Suppen

die in der heißen Jahreszeit besonders gerne genossen werden, sind Maggi's Teigwaren-Suppen, weil appetitanregend, leicht verdaulich und überaus bekömmlich.

Auch die kurze Kochzeit von nur 10 Minuten empfiehlt Maggi's Teigwaren-Suppen für die heiße Jahreszeit, wo die Hausfrau nicht gerne lange am Herde steht.

Maggi's Teigwaren-Suppen sind:
Fideli, Graupen, Melonen, Riebeli, Riebeli mit Tomaten, Sternchen.



MAGGI's Teigwaren-Suppen

P 220 Z

Persil
Welch ein köstliches Gefühl – Frische Wäsche durch Persil
Persil
Henkel & Cie. A.-G., Basel
DP160b
P 307 Q

Diplomierte
Hausbeamtin
(Schweizerin) empfiehlt sich für Vertretungen in Anstalt oder Privat.
Gefl. Offerten erbeten unter Chiffre D 3671 G an die Publicitas, St. Gallen

P 38 Z

Welch edle Person
hilft einer bedrängten Tochter, die für für ihre seit längerer Zeit kranken Mutter sorgen muß und jetzt einer Erholung bedarf, für ein Darlehen von 350 Fr. Rückzahlung auf gegenseitige Vereinbarung.
Offerten unt. Chiffre B 22 an die Expedition des Schweizer Frauenblattes, Winterthur.

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179Z
KOCH KURS 14. Aug. 1. Okt. je vormittags 6 Wochen
Kochbuch, 3. Aufl. im Selbstverlag oder durch Buchhandlungen zu beziehen. **Preis 12 Fr.**

P 243 Z
ORO KOCHFETT
Feinstes Spezialprodukt mit höchstem Buttergehalt (25% Butterfett)
Fabr. Fiad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

Haushaltungsschule Zürich
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Koch- und Haushaltungskurs
für Interne und Externe.
Dauer 5½ Monate. **Beginn** ca. 20. Oktober 1935.
Prospekte. Auskunft tägl. 10–12 Uhr und 2–5 Uhr d. d. Bureau der Haushaltungsschule, **Zeltweg 21a.**
P 8575 Z

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17 Telefon 53.740
P 149 Z

FRAUENSCHULE KLOSTERS
Haushaltungskurs
Dauer 2 Monate, September-Oktober.
Durchgreifende, neuzeitliche Einführung.
Prospekte.
P 9066 Ch

Aller Art **Vorhänge** vom ältesten Spezialgeschäft anfertigen und aufmachen.
Frau L. Grob, Zürich
Augustinergasse 52. I. Stock.
P 141 Z

Walliser Aprikosen

Brutto	5 kg	10 kg	20 kg
z. sterilis.	Fr. 5.50	10.—	19.—
f. d. Tisch	Fr. 5.—	9.—	17.—
f. Konfitüre	Fr. 4.—	7.50	14.—

franko. **Dondainaz, Charrat.**

Büchertreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhand- u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P5625 Q

Flechten
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kleiner Topf Fr. 4.— gr. Topf Fr. 5.— Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** OF13010Z

Literarische Beilage.

Briefe an Rainer Maria Rilke.*

Schon seit einiger Zeit besitzen wir jenes Inselbändchen, das die Briefe Rainer Maria Rilkes „An eine junge Frau" aus den Jahren 1919 bis 1924 vereinigt. Heute veröffentlicht Lisa Heise, die Empfängerin dieser Briefe, den aus ihrer Feder stammenden Teil des Briefwechsels. Man kann ihr dafür von Herzen dankbar sein; denn aus der jetzt möglichen Gegenüberstellung von Anruf und Widerhall, von Frage und Antwort, erwächst uns hohe Freude und große menschliche Bereicherung.

Lisa Heises erster Brief ist einer jener vielen Briefe, die zu allen Zeiten die Dichter aus der anonymen Menge ihrer Leser als Echo auf ihr Werk zu erhalten pflegen: verehrendes Gefühl durchbricht die konventionelle Schranke des Schweigens, spricht den Dank für das im Kunstwerk Empfangene aus. Aber es ist schon in diesem ersten kurzen Schreiben ein Klang, den Rilke viel später in einem Briefe „den Anschlag an das reine harte Metall der Tatsachen" nennt. Dieser Unterton, der über das Aesthetische weit hinausreicht oder in viel größere Tiefen hinab, hat sicherlich den Dichter zur Beziehungnahme mit der unbekannten Schreiberin geführt. „Die tiefe Einsamkeit, in der ich mit meinem kleinen Kind hier lebe, wird durch den reinen Beistand Ihrer Kunst milder und weniger lastend. Und das ist ja unendlich viel." Rilkes Antwort auf diese knappen Sätze ist ein gültiges Beweisstück seines künstlerischen und menschlichen Verantwortungsbewußtseins. Sie ist datiert aus Soglio, Graubünden, Schweiz, am 2. August 1919. Der Schlußpassus lautet: „Daß Sie zuletzt von Ihrem Kinde sprechen, gibt Ihrem Brief eine Wendung ins Vertrauen, das ich nicht anders erwidern kann, als mit der vollkommensten Bereitschaft, Vertrauen aufzunehmen. Wenn es Ihnen je wohl tut, erzählen Sie mir von diesem Kinde und von sich, und wären es viele Seiten. Ich gehöre zu den Menschen, den altmodischen, die den Brief noch für ein Mittel des Umgangs halten, der schönsten und ergiebigsten eines. — Freilich muß ich da sagen, daß diese Verfassung meine Korrespondenz zweifelnd über das Leistbare hinaus vermehrt, daß ferner — oft für Monate — die Arbeit, öfter noch (wie während des ganzen Krieges) eine unüberwindliche „Ascheresse d'âme" mich verstummen und stumm bleiben läßt; aber dafür rechne ich auch menschliche Beziehungen nicht mit den Massen des sparsamen und immerfort zählenden menschlichen Daseins, eher mit denen der Natur —, sei dieses, wenn Sie so wollen, fortab Verbindung und Verabredung zwischen uns, ich werde lange ausbleiben, aber, wenn es Ihnen recht ist, immer wieder da sein, wissend, mitwissend, wie ich es heute zuerst habe sein dürfen."

Auf diesem schönen Vertrage der Herzen beruhen die künftigen Briefe. „Nun will ich nicht mehr über Verlassenheit klagen, denn ich bin es nun nicht mehr", heißt es jetzt bei Lisa Heise. Aus diesem Gefühl einer neugeschenkten Geborgenheit wird ihr auch die Möglichkeit, sich über ihr persönliches Geschick auszusprechen. Fragen, denen man es anspürt, wie lange sie eine einsame Frau mit sich getragen, werden nun laut: „Warum muß eine Frau sich immer so ganz verschwenden? Warum ist sie immer wieder auf die nämliche Art begeistert, hingerissen, opferwillig und gläubig, da sie doch wissen müßte, daß sie in unendlich sparsamen und wohlabgewogenen Teilen zurückempfängt; und daß immer wieder eine Zeit kommt, in der sie sich mühsam wieder suchen muß, weil sie sich an etwas zu Großes verlor, das in ihr war und über sie hinaus wuchs? Ist nicht alles Gerede von der Erlösung der Welt eitel, solange in den Beziehungen zwischen Mann und Weib die Gerechtigkeit unvollkommen ist? Müßte nicht auch der Mann auf dem Grunde seines inneren Lebens ein Bild jener Liebe bewahrt halten, die nicht so vielem Irrtum unterworfen wäre? Warum ist er so schlecht zur Liebe vorbereitet? Ist es ein Mangel an Willfährigkeit, daß er sich scheut, eine große seelische Arbeit auf sich zu nehmen? Aber wir? Müßte uns nicht die Erfahrung des Leidens belehrt haben, maßvoll zu sein?" Wo könnte diese Fragende kundigere Antwort finden als bei Jenem, den eben dieses Problem lebenslang, bis in die späten Elegien hinein, bedrängt? Rilkes zweiter und dritter Brief an Lisa Heise gehören zum Wesentlichsten, das er darüber aus „leidender Erfahrung" zu sagen hat.

Lisa Heises Briefe, die sich in sehr großen zeitlichen Abständen folgen, sind mählich immer dichter erfüllt von den harten Sorgen um die bloße Existenz und die Erhaltung des Kindes Michael. Gibt es schöneren Trost, als jenen, den Rilke spendet, indem er sie um die Nöte seines eig nen Lebens wissen und sie so einmal zur Schenkenden werden läßt? Und mit welch grandiosem Herzensstaft weiß er durch deutendes Verstehen die täglichen Mühen und Leiden der jungen Frau unter einen weiter umspannenden Himmel zu stellen!

Unter dem neuen überwältigenden Eindruck dieser Rilkebriefe wird man versucht, Lisa Heises Anteil an der Korrespondenz allzu leicht zu wägen. Aber man gebe sich Rechenschaft, so wie es Rilke immer wieder getan hat, wie sehr ihre schlichten Briefe der Ausdruck eines schwer gelebten Lebens sind. Mit Erschütterung lesen wir etwa die Zeilen vom 6. April 1922: „Die Not überschattet unser Dasein dunkler denn je. Bisweilen erscheint alle Arbeit sinnlos. Man wirft den Spaten fort und reckt die Arme, um ein Ungeheuerliches aufzuhalten, das immer gespenstischere Formen annimmt. Wir haben einen harten Winter überstehen müssen. Kälte und Wassermot zwangen uns einen Kampf auf, der alle Kraft und Erfindungsgabe beanspruchte. Wochenlang haben wir, aus dringendstem Wassermangel, alle unsere Mahlzeiten mit Schnee zubereitet. Ueber Nacht gefroren Kissen und Decken vom Hauch des Mundes zu einer Eiskruste, und oft waren wir so eingeschneit, daß wir uns durch hohe Schneewehen einen Weg zur Stadt graben mußten. Stürme tobten, unter denen das leichte Häuschen mit allem Inhalt schwankte, und dunkle Winternächte, in denen man vergeblich gegen ein Gefühl der Angst kämpfte. Trat man aber am frühen Morgen hinaus in diese überströmende weiße Einsamkeit, dann blühte über dem Wald im Osten ein Licht von Orange und über den hohen Bogen der Brücke stand in einsamer Gegenwart der zunehmende Mond, und man wurde ganz in diese Stunde aufgenommen. Aber nun beginnt schon wieder die Arbeit im Garten, und ich freue mich auf jeden neuen Morgen. Ich möchte Ihnen viel von unseren Blumen erzählen, nun, da Sie sie ein wenig kennen. Von dem Mohnbeet, das mit jedem Abend vergeht und sich jeden Morgen wieder neu auftut wie zu einer Feier. Von weißen Tabakblüten, die sich unter der Nacht öffnen, wie die Augen dunkelhäutiger Menschen, von Malven, die der Wind in weitem Bogen wiegt, und vom Blau des Rittersporns, in dem der Blick widerstandslos versinkt. Ihr Blühen überdauert die Zeiten der Not in einem großen, langausgehaltenen Atem, und die tiefsten Erinnerungen der Jahreszeiten spiegeln sich in ihnen. Ihre Düfte werden bald wieder unsere Wildnis erfüllen, voller und beständiger als anderswo. Hier ist eine tiefere und andere Sicherheit als im Erleben der Menschen, das oft nur Spiel ist und Unruhe. Ich denke mir, wie zu den Blumen müßte man zu Ihnen kommen, in einer Stunde am Abend."

Lisa Heises letzte Briefe lassen freundlichere Möglichkeiten für ihre Lebensgestaltung ahnen: tiefgreifende Aenderungen finden sich an, vor denen ihr noch bangt. Auch hier will sich Rilke noch einmal als Führer erweisen: „. . . meinen Sie nicht, allzu nachgiebig zu sein, wenn Sie sich so verwandelbar bereit fühlen, die Gestalt eines Schicksals anzunehmen, einzufließen in die unvermutet eröffnete Form einer ausgebildeten Zukunft. Fühlen Sie nicht mehr und mehr hinter den extremen Möglichkeiten dieses Gehorsams die Konstante der herzlichen, zugleich scheuen und gewagten Unterwerfung? Und was heißt leben, als eben dieses Wagnis, eine Form auszufüllen, die einem dann eines Tages von den neuen Schultern gebrochen wird . . .". Was Rilke so aus den Briefen der jungen Frau freudig hinweisend erkannte, dürfen auch wir jetzt noch einmal miterleben: das in Not und Bedrängnis geschehende Werden und Erstarken einer vollgültigen menschlichen Persönlichkeit. A. H.

* Lisa Heise, Briefe an Rainer Maria Rilke, Verlag Die Rabenpresse, Berlin.

Eliza Wille:

Erinnerungen an Richard Wagner.

(R. Oldenbourg, München-Berlin, Verlag der Corona Zürich)

„Gewöhnlich blieben die Herren für sich allein am Vormittag in meines Mannes Zimmer. Wenn ich zugegen war, saß ich mit einer Handarbeit beschäftigt, alles hörend, selten mitredend. Die Sitte der Zeit, welcher ich Erziehung und Bildung dankte, hielt es für vermessen, daß eine Frau mitredet über Dinge, die sie oberflächlich kennt, ohne je auf den Grund gegangen zu sein. Ich hatte von meiner Jugend an viel, unendlich viel gelesen; ein unruhiges sehnendes Verlangen trieb mich in die Wunderwelt hinein, in welcher die Gedanken vorzüglicher Männer walten und regieren. Eine Fülle von Glück und innerer Seligkeit war dadurch über mich gekommen; aber weder mein Vater, noch andere Männer, die ich verehrte, würden sich angenehm berührt gefühlt haben, wenn ich mit meinem Wissen hervorgetreten wäre; ich selber wußte ja auch, wie arm es sei. — Eine Vielwisserin, ein Blaustrumpf! davor graust der männlichen Natur; alle Grazien fliehen vor dieser. Und weil ich doch gern angenehm sein und denen, die ich liebte, gefallen wollte, so redete ich lieber nicht mit, sondern schrieb nieder was ich dachte, was mich innerlich bewegte und was ich, während ich zuhörte, gleichsam wie der Chor in der griechischen Tragödie, mit meinen Betrachtungen in Ordnung brachte." — Dies innere Selbstporträt,, das die beinahe Achtzigjährige rückblickend zeichnet, wird durch das beigegebene Jugendbild Eliza Willes bestätigt: eine wenn nicht schöne, so doch überaus anmutige, junge Frau wendet uns ihren hellen ruhig forschenden Blick, ein lauschendes Antlitz zu. Hinter der hohen Stirn ahnen wir kluge Gedanken, und die hochgewölbten Brauenbogen verraten uns die Fähigkeit zu bedachtsamer Menschenbeurteilung. Der Lederband wird von der kräftigen Hand so bewußt gehalten, daß er mehr ist, als ein zufälliges Attribut, wie es die Maler damals ihren Modellen beizugeben liebten.

Wir kennen aus Gottfried Kellers und C. F. Meyers Briefen und Biographien den Kreis, den François und Eliza Wille in Mariafeld am Zürichsee um die Mitte des letzten Jahrhunderts sich schufen. Der Inhalt eines sorgfältig angelegten Zettelkastens leitet Eliza Willes Gedächtnis „wie die weißen Steine den Däumling im Kindermärchen". So geben denn ihre Erinnerungen ein getreues Bild von Art und Geist dieses geselligen Zirkels. „Natürlich muß Wohlwollen der Grundton der Gespräche sein." mit diesem Wort spricht sie ein Grundgesetz ihres Hauses, wie ihres eigenen Wesens aus. Wohlwollen wird von Eliza Wille niemals im Sinne jener snobistischen Mäzene verstanden, die den berühmten Gast um seines klangvollen Namens willen beaäugnern. Ihr Wohlwollen liegt bearündet im gemeinsamen geistigen, künstlerischen Interesse und schließt die Anteilnahme am Persönlichen selbstverständlich ein. Eine solche Haltung nimmt Eliza Wille auch dem problematischsten und berühmtesten Manne ihres Kreises gegenüber ein: sie ist eine verständige und aufrichtige Verehrerin von Richard Wagners Dichtung und Musik; als mütterliche Freundin steht sie ihm in materiellen und seelischen Nöten bei. In der schönen und echten Bescheidenheit, die jedes ihrer Worte aussezeichnet, schreibt sie: „Wagner war in einer Gemütsverfassung, in welcher ein Sohn seine Mutter aufsucht, wenn er glücklich genug ist, eine solche noch zu besitzen. Der stärkste Mann braucht zuweilen ein Herz, das Unzufriedenheit und Klagen, ungerechten Zorn und schwerverhaltenen Aerger als vorübergehende Störung anhört." Oder später: „Er hatte immer Vertrauen zu mir gehabt; er wußte, daß ich herzlich gern helfen wollte, aber nur so, wie es mir recht und gut vorkam." Dieser Nachsatz charakterisiert Eliza Willes Beziehung zu Wagner: sie steht ihm als ebenbürtiger Mensch gegenüber, dem rasches Absprechen oder voreiliges Verurteilen ebenso fern liegt wie blinde Anbetung. Trotz des vertrauten Verkehrs weiß sie Distanz zu halten. Ihre Erinnerungen malen uns keinen „Richard Wagner en pantoufles", sondern streben nach reiner Objektivität: von der Fülle der Einzelzüge richtet sich der Blick auf die Gestalt.

Im Verkehr mit Wagner muß sich bewähren, was Eliza Wille als die notwendige Voraussetzung aller Freundschaft erkennt und sich notiert: „Ich habe es nie recht gefunden, was der Augenblick im Umgange mit Freunden gibt und zu anderer Zeit wieder aufhebt, als ein unumstößliches Ja und Nein des Charakters hinzustellen." Denn sein bewegtes Temperament, seine schwankenden Launen, stoßen Menschen mit weniger großzügiger Buchführung nur allzu leicht ab. Sie aber gibt in „seliger Unbefangenheit zum besten", was sie eben weiß. Prallt ihre heitere Bemühung an seiner umwölkten Stirne ab, so wartet sie in Geduld auf eine freundlichere Konstellation. Sie hat zu viel Achtung vor den hohen Gaben des Geistes und vor den Leistungen genialer Menschen, um nicht auch ihre Schwächen zu begreifen. In ihr ist der unzerstörbare Glaube, mit dem sie Wagner immer wieder zu trösten weiß, „daß kein bedeutender Mensch lebe, der nicht im Kampfe mit widerstrebenden Gewalten sich durchgerungen habe, und schließlich sei er doch zu seiner Krone gekommen." Eliza Wille versteht im Unglück zu trösten, im Glück sich mitzufreuen, immer — wenn es ihr recht erscheint. Wagners überschwenglich-begeistertes Freundschaftsverhältnis zum jungen Bayernkönig zum Beispiel erweckt in ihr Besorgnis und Mißtrauen. Sie hält sich fern und zurück. Später aber heißt sie Wagner mit seiner jungen Frau Cosima als erste bei sich willkommen.

Was manchen Augen als ein Schönheitsfehler des Buches erscheinen möchte, ist zugleich sein liebenswürdigster Reiz: daß Eliza Willes heiteres Bild daraus noch deutlicher und unmittelbarer anspricht als dasjenige Richard Wagners, — trotz der beigegebenen, zum Teil sehr aufschlußreichen Briefe Wagners an François und Eliza Wille. Jedenfalls hat sich der Verlag durch diese Neuherausgabe nicht weniger verdient gemacht als durch die frühere Veröffentlichung der Thurn und Taxis'schen Erinnerungen an Rilke. Es sei bei dieser Gelegenheit auch an die weitern Würdigungen bedeutender Frauen erinnert, die der Verlag der Corona sich schon öfters hat angelegen sein lassen. Man erinnere sich nur etwa an die Aufsätze von Fritz Ernst über Rahel Varnhagen und Dorothea Schlözer, Martin Bodmers über Selma Lagerlöf. A. H.

Lilli Haller.

3. Dezember 1874 bis 18. März 1935.

Ein Gedenkblatt von Hedwig Bleuler-Waser.

Zum ersten Mal las ich diesen, mir später so teuern Namen über einer kleinen Erzählung in der „Schweiz". Ein armer Schwachsinniger wird aus dumpfer Tierheit erweckt, dadurch, daß man ihm Tiere, Kaninchen anvertraut. Er fühlt sich nun als verantwortlicher Pflegevater, als Mensch. Mit unendlicher Liebe war dieses Wandlung beobachtet und dargestellt worden. Mein psychiatrischer Gatte fand, diese Figur sei nicht, wie sonst gewöhnlich die in Erzählung oder Drama auftretenden Geisteskranken, phantastischer Willkür entsprungen, sondern der Natur nachgebildet. Ich freute mich des Lobes, als hätte es einer Arbeit gegolten und erkundigte mich nach der Verfasserin: erfuhr, sie sei in Rußland und verlor sie dann aus den Augen.

Fast ein Menschenalter später trat mir Lilli Haller dann selber und zwar gleich allerlebendigst entgegen. Im literarischen Lyceum stellte sie uns Julie v. Bondeli, ihre gelehrte Mitbürgerin, die geistreiche Briefstellerin des 18. Jahrhunderts vor, und insbesondere ihre Beziehungen zu dem berühmten J. G. Zimmermann. Einfach, schändlich habe sich dieser falsche Freund der Wehrlosen gegenüberbenommen! rief sie empört. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß ich von zwei geisteskranken Kindern Zimmermanns Näheres gelesen, und der Vater selber ein schwerer Psychopath gewesen sei. „Meine wegen! Aber auch als Verrückter hätte er sich anständiger benehmen sollen!" erwiderte sie mit blitzenden Augen — flammend wie ein Engel, mit dem Schwerte, der die Unschuld beschützt. Und in diesem Augenblicke war es, daß ich die grad eben wenig logische Lilli lieb gewann. Solche ritterlichen Frauen, die sich wie Schwestern für Beleidigte einsetzen, eben solche könnte man brauchen in unserer lauen Welt! dachte ich, das edle Gesicht betrachtend, das in der Erregung wie im Feuer der Jugend aufblühte. — Mein nun erwachtes Interesse für sie gewann neue Nahrung durch einen Brief meiner Freundin Ricarda Huch, die während eines Berner Aufenthaltes in den ersten Weltkriegjahren Lilli Haller kennen gelernt hatte. Sie fände es schön, schrieb sie, wenn bei Gelegenheit von Lillis in Aussicht genommenem Umzug nach Zürich wir beide uns näher kämen. Später hieß es, „die Einsamkeit über dem See," so schön sie wohl sei, passe nicht zu Lillis Eigenart. Es sei so schade, daß diese sich nicht so hätte entfalten können, wie es ihrer Natur entspräche. Sie sollte Herrin in einem schönen Hause sein, wo geistvolle und merkwürdige Menschen aus- und eingingen — oder irgend ein großes Institut leiten — kurz, es fehlt ihr der richtige Rahmen. „Aber für das, was ich meine," fügt sie resigniert hinzu, „ist jetzt überhaupt nicht die Zeit . . . Grüße sie doch bitte taudendmal von mir — ich habe sie so außerordentlich gerne." Die Einsamkeit über dem See belebte sich allerdings allmälig. Wie viel Liebe und Verehrung Lilli Haller in unserer Stadt zu wecken verstand, hätten all ihre Freunde an ihrer Geburtstagsfeier im Lyceum miterleben sollen. Und ein Heim schuf sie sich — so herrlich wie Ricarda es wünschte, gestattete die bescheidene Lehrerinnenpension freilich nicht — aber derart, daß es apart und heimelig anmutete mit den schönen alten Möbeln, feine Allerweltsstuben, sondern eben Lilli Hallers besondere Räume. Und sie, die mich schon das erstemal so herzlich darin willkommen hieß, war auch kein Allerweltsmensch, sondern durch und durch, um und um eine „Person", um mit Gottfried Keller zu reden. Sieber echt, mochte sie auch nur Echtes leiden. Für falsche Töne besaß sie ein scharfes Ohr. Als eine angesehene Schriftstellerin sie einmal „eine Octave über" anfang, hieß es gleich: Eh, redet ou nit so g'schwulle!" Für ihre Tonarten und für die Menschen selber war ein feines Unterscheidungsgefühl ihr eigen. Ich vermute, ihr schönes Gesicht konnte auch kühle Abweisung ausdrücken. Gesehen habe ich das zwar nie, jedenfalls nicht einfachen, guten Menschen gegenüber. Wie freundschaftlich sprach sie z. B. mit ihrer etwas ungefügen Putzfrau, unter Bekannten „das Cavallo" genannt, das bereit schien, seine feine Herrin auf dem treuen Buckel über alle Holprigkeiten des Daseins zu tragen. Wie mögen ihre jungen Schülerinnen, die von Bern und die aus Rußland sie verehrt haben mit dem feinen Gefühl der Jugend für Herz, Geist und Anmut. Von den Russinnen erzählte sie, daß einst in einer Klasse, die von ihr aufgefordert worden war, eine Probearbeit ohne Hilfe „vornehm und wahrhaftig" zu leisten; dennoch eine Mogelei vorgekommen sei. Eine zornige Träne schoß ihr ins Auge: sie wandte sich ab, vernahm aber ein heftiges Geflüster gegen die Schuldigen, und in der nächsten Stunde zog die Mädchenschaar als Bittprozession geordnet herein und unrinate sie, Verzeihung erbittelnd. — Beim zweiten Rußlandaufenthalt als Gymnasiallehrerin in der Krim hatte sie sich einst mit einem armenischen Jungen abzuplagen, der nicht nur schlimalehat schlau, sondern wirklich boshaft gewesen sei. Der wunderschöne Schulweg mit dem Blick auf die Rosengärten der Krim erquickte aber die Naturfreundin immer wieder. Viel Freundschaft und Wärme sei ihr bei ihren beiden Aufenthalten in Rußland, erst als Erzieherin, dann nach Vollendung ihrer Studien als Lehrerin entgegengekommen. Tiefen Schmerz bereitete ihr später das furchtbare Schicksal des Landes in der Revolution; ein ergreifendes Gedicht gibt davon Zeugnis. Noch in ihren letzten Lebenswochen freute es sie, des Russischen noch so gut mächtig zu sein, daß sie für die „Neue Zürcher Zeitung" eine Szene aus Puschkin übertragen konnte bei Gelegenheit der Aufführung von Boris Godunoff.

Schwerer als in Rußland sei es ihr gewesen, in der bernischen Heimat an die Menschen heranzukommen, das Mäuerchen zu durchstoßen, das dort fast jeder um sich herum baue. Auch die Erinnerung an die dort verbrachte Jugend barg neben den Seligkeiten ehemaliger Kinderferien im Oberland allerlei schwere Eindrücke für die allzu früh des elterlichen Schutzes beraubte und getrennte Geschwisterschar. Und doch war sie mit den innersten Wurzeln ihres Seins Bern verhaftet, gerade wie es der ihrem Geschlecht verwandte große Albrecht von Haller zeitlebens geblieben ist. Schon ihr urchiges Bärndütsch, das nie von dem altertümlichen „Ihr" statt „Sie" abwich, zeugt dafür. Einem Berner galt ja auch ihre letzte große Arbeit, dem hochbegabten Karl Stauffer. Leider wurde ihr Vollendung ebenso wenig zuteil wie dem jungen Künstler selbst. — In Bern spielt natürlich auch ihr aus Dichtung und Wahrheit gewirkter autobiographischer Roman „Die Stufe" (schon lange im Buchhandel nicht mehr erhältlich). Wie gern hätte ich über das ergreifende Buch und das in ihm ringende Schicksal mit Lilli Haller gesprochen. Aber in einem kaum aufgeschlossenen Freundschaftsgärtchen gleich Wurzeln bloßlegen zu wollen, schien mir doch allzu gröblich. Daß jedenfalls das im Buche so schön geschilderte Verhältnis zu „Regine" Erlebtem entsprroche, war mir bei der ersten zärtlichen Erwähnung der Lieblingsschwester klar, mit der sie zur Erholung von schweren Krankheitszeiten einige Wochen in Yverne, bei der gütigen Frau Forel, der Witwe des Gelehrten, verbrachte.

Jene Schwester lernte ich dann kennen, als wir im Dezember 1934 im Zürcher Lyceumclub Lilli Hallers sechzigsten Geburtstag feierten. Meine Phantasie stellte die beiden nebeneinander, wie sie zur „Stufen"-Zeit sich zusammen gefunden haben mochten: die geistig-vornehme dunkle Lilli und das

* „Not I, but the wind." Memoirs of her husband by Frieda Lawrence, with letters, poems and other hitherto unpublished material by D. H. Lawrence. Publishers William Heinemann Ltd., London and Toronto.

Denn die beiden zogen nun Jahre lang nach Florenz und Sizilien, dann rund um die Erdkugel nach Indien, Australien, Südamerika, nach Frankreich und England und zwischendurch auch einmal nach Deutschland, um die „liebe Schwiegermutter" zu besuchen, die in Baden-Baden in einem Damenstift lebte. Die weiten Reisen, das Leben in freier Natur, besonders in ihrer „Ranch" bei San Christobal in Neu-Mexiko hatte wohl die Gesundheit von Lawrence gebessert. Heilung war jedoch für den schwer tuberkulosen Mann nicht möglich. Als die Aerzte dies bestätigten, begann der letzte heroische Kampf um das Leben des Mannes, den beide Gatten gemeinsam führten, bis der Dichter im Frühjahr 1930 in einer kleinen Villa an der französischen Riviera seinen Leiden erlag, erst 44 Jahre alt.

In ihrer Ranch bei San Christobal, nahe dem Urwald, wo beide Gatten so gern geweilt, sitzt nun die 49jährige einsame Frieda und schreibt das Erinnerungsbuch, das dem Andenken des Heimgegangenen gewidmet ist. Dieses englische Buch seiner deutschen Frau ist keine Lobeshymne auf den Mann. Sie nennt ihn zwar ein Genie und fühlt sich nicht fähig, ihn in seiner Einzigartigkeit und Größe ganz zu schildern, aber sie ist nicht blind gegen seine Schwächen, seine Sprunghaftigkeit und Ungleichheit, unter der auch sie oft zu leiden hatte. Es ist ein document humain, das wir mit Ehrfurcht und Freude genießen können. R. D.

Bedeutende Frauen der Gegenwart.

Zehn Frauenbildnisse.

Von Jo van Ammers-Küller.

Carl Schünemann, Verlag, Bremen.

Nach den zwei Bänden, in denen die kurzen Selbstbiographien der „Berühmten Frauen Europas" von Elga Kern gesammelt wurden, veröffentlicht jetzt Jo van Ammers-Küller eine Anzahl Interviews, die sie mit zehn „Bedeutenden Frauen der Gegenwart" geführt hat. Die Zusammenstellung dieser Frauenporträts zeugt von der Absicht, möglichst verschiedene Typen fraulichen Wesens und Wirkens zum Ausdruck zu bringen. Wir begegnen der Tänzerin Mary Wigman, jener Elsa Brandström, die von den Kriegsgefangenen der „Engel Sibiriens" genannt wurde. Wir sprechen Winifred Wagner, die Leiterin der Bayreuther Festspiele, unterhalten uns mit der berühmten Diseuse Yvette Guilbert und der Predigerin der Londoner Slums, Maude Royden. Wir machen Bekanntschaft mit der holländischen Frauenrechtlerin Rosa Manus und mit der Vertreterin der Pariser Haute Couture, Madeleine Vionnet. Wir treten in Beziehung zu Julia Culp, der einst berühmten Sängerin, lauschen den klugen Worten der Wiener Psychologin Charlotte Bühler und freuen uns an Käthe Dorsch, der Berliner Schauspielerin. Es wird uns leicht gemacht, denn bei all diesen Frauen sind wir mit Jo van Ammers zu Gast geladen. Unsere Vermittlerin nimmt uns mit zu den elegant servierten Tees, in die gut gepflegten Salons, wo sie von diesen bedeutenden Frauen der Gegenwart empfangen wird. Dort macht sie uns auf die durchaus mondäne Erscheinung der Wissenschaftlerin Charlotte Bühler aufmerksam, welche die Jahrzahl ihres Geburtsscheines Lügen straft. Mary Wigman, so hören wir, trägt ein Teekleid aus gelben Spitzen, während Madeleine Vionnet, die Modeschöpferin, ungeschminkt, korpulent ist und unelegant gekleidet geht. Yvette Guilbert hat das Aussehen eines alten chinesischen Mandarins; Käthe Dorsch verträgt sich gut mit ihrem geschiedenen Gatten, wofür ihr besonderes Lob gebührt. Winifred Wagner beklagt sich über die alten mürrischen Wagner-Tanten, die sie in ihrer Arbeit behindern.

Es liegt in der Natur solch künstlich inszenierter Begegnungen, daß sie Aeußerlichkeiten rascher ins Licht rücken, als sie wesentliche Züge aufdecken. Jo van Ammers sucht diesen Mangel auszugleichen indem sie erzählt, was sie aus anderen Quellen, Biographien, Autobiographien etc. über die in Frage stehenden Persönlichkeiten erfahren konnte. So vernehmen wir zwar manches Wissenswerte aus deren Werdegang und Wirkungskreis, doch die Darstellung verliert zugleich den Charakter des Spontanen, des im Augenblick sich enthüllenden, im Moment aufgefangenen Bildes.

„Stehen Sie während des Spieles über Ihrer Rolle oder reißt das Spielen Sie so vollkommen in seinen Bann, daß Sie Ihr eigenes Ich vergessen und gewissermaßen eins mit der Bühnengestalt werden? — Welchem Umstand schreiben Sie es zu, daß Sie über so viel mehr Energie und Lebenskraft verfügen als die meisten Frauen? — Lassen Sie sich bei Ihren Entwürfen durch alte Bilder anregen oder wodurch?" — Wir spüren es solchen kleinen Interview-Fragen an, daß ihnen jene größere Frage zugrunde liegt, die auf das Geheimnis der genialen Persönlichkeit und ihrer überragenden Leistung zugeht. Jo van Ammers trifft allerdings mit ihrer Erklärung dieses Phänomen nicht ins Zentrum, wenn sie schreibt: „Wenn ich eines gelernt habe von den zehn Frauen dieses Buches, so ist es das: weniger als je an die Fabel zu glauben, daß Erfolg von Glück oder Zufall abhängt. Erfolg haben heißt Schwierigkeiten besiegen und an die eigene Kraft glauben, an den gewählten Weg, die erkannte Berufung." Im schönsten Abschnitt ihres bestgelungenen Aufsatzes bekennt sich Jo van Ammers zu den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe, und mit einem nicht wiedergegebenen Gespräch offenbart sie uns am klarsten jenes Rätsel, das Menschengestalt dem Menschen jederzeit neu aufgibt:

„Mein Besuch bei der Schauspielerin Käthe Dorsch ist beendet. Er hätte viel länger dauern sollen, es wäre noch unendlich viel zu fragen. Doch während der langen raschen Fahrt durch Berliner Vororte und hellerleuchtete Geschäftsstraßen plaudern in der dunklen Geborgenheit des Wagens zwei arbeitende Frauen, zwei Künstlerinnen, über ihre Lebenserfahrungen. Vergessen ist die vorsichtige Scheu der Befragten vor Bleistift und Notizblock, vergessen das eifervolle Bemühen der Ausfragerin, jede wichtige Einzelheit eilfertig zu Papier zu bringen. Eine sonst festverschlossene Welt tut sich auf, über die man nicht schreibt, nicht interviewt, über die man vielleicht nur ein einziges Mal spricht mit einem der seltenen Menschen, in denen man jene Köstlichkeit entdeckt, die Goethe mit dem unsterblichen Wort „Wahlverwandtschaft" benannt hat." A. H.

Als die Männer im Graben lagen.

Ein Mensch erzählte mir aus seinem Leben. Es war eine deutsche Frau, deren Jungmädchen- und ersten Ehejahre in die Kriegszeit fielen. Ihre Geschichte begann mit den Worten: „Kürzlich starb meine Mutter. Sie kam fast bis an die Sechzig heran, was erstaunlich bleibt bei den Lasten, die das Leben ihr aufbürdete. Am höfesten waren die Kriegsjahre. — Viele, die den Krieg wissend miterlebten, sollen vergessen haben, wie es damals war. So hört man oft. Ich kann es nicht glauben. Ich muß, wenn ich solche Aeußerungen höre, immer denken, daß diese Menschen dann nicht das Schlimmste erlebt haben. Die Mütter, die jeden Tag von neuem ratlos waren und von neuem Rat schaffen mußten, sie haben nicht vergessen, wie es war! Doch so davon zu sprechen, ist zu allgemein. Ich muß es von uns erzählen. Von meiner Mutter und von den Leuten, die um uns lebten."

Es war eine sehr einfache Geschichte, die mir dann in schlichten Worten, in kurzen zierlosen Sätzen erzählt wurde. Sie ging nicht auf künstlerische Wirkung oder auf eine sentimentale Rührung des Lauschenden aus. Doch manchmal formten sich Bild und Klang ungewollt zu echter Dichtergröße oder trafen an jene tiefste Stelle des Gefühls, die wahres Mit-Leiden heißen darf. Denn ein Mensch, der Vieles, Schwerstes durchlitten und lange geschwiegen hatte, sprach sich zum ersten, vielleicht zum einzigen Male aus.

Da sah ich denn die Gestalten dieses bescheidenen Lebenskreises in ihrem grauen Alltag und in den kärglichen Feststunden, die ihnen vergönnt waren. Das sorgsam verteilte Licht einer scheuen Zärtlichkeit beleuchtete sie und zeigte die Spuren früher Zermürbung in ihren Gesichtern auf, welche die Notzeit des Krieges über sie geworfen. Aber es machte auch jenes stille Heldentum sichtbar, das nichts von Kriegsbegeisterung und Hurrageschrei in sich birgt, das nur Liebe, Aufopferung, Entbehren für die andern heißt. Die Mutter, von der mir die Erzählerin ohne Pathos, doch mit größter Gefühlswärme sprach, jene wortkarge, sich mühende, sich erschöpfende Frau, war vor allen andern mit dieser unscheinbaren Gloriole gekrönt. Sie war das in aller Not kräftig pulsende Herz, aus dem das bedrohte Leben ihrer Kinder ernährt und erhalten wurde. Ich hörte vom großen Gartenland, das sie allein bearbeitete, (denn welche Hilfe sind ihr Kinderhände, wenn sie mit dem schweren Spaten die schwere Erde graben sollen?), ich war Zeuge ihres nächtlichen Mühens, wenn sie im eiskalten Wasser mit gichtigen Händen das Gemüse zum Markttag rüstete. Ich freute mich mit ihr und den Kindern, wenn sie den bepackten Karren zum Schlusse mit der bunten Ladung ihrer Blumensträuße schmückte. Aber als dann die Kate niederbrannte und kein Obdach mehr war für die vielköpfige Kinderschar, als die feuchte Kellerwohnung in der Stadt bezogen werden mußte, das Brot immer knapper, die Kinder immer größer und hungriger wurden, als die Fronarbeit bei der hablichen Bäuerin der einzige Weg wurde, um zu einem Speckstück oder in den Besitz eines Wollknäuels zu kommen, — da mußte ich mich von dieser Mutter tief beschämt. Es wurde jetzt fast selbstverständlich, und war beinahe nicht mehr traurig, daß ihre Tochter sich in der Munitionsfabrik abarbeitete, auch als sie kriegsgetraut ihr erstes Kind erwartete. —

So war es um Frauen und Kinder bestellt, als die Männer im Graben lagen. Kamen diese selten genug einmal auf Heimaturlaub, so fand sich kein mehr ganz zurecht. Und die Angst, die kaum vergangene und die schon im voraus geahnte um Mann und Vater erstickte in den Frauen leicht das Glück einer kurz befristeten Gegenwart. Es konnte geschehen, daß sie in der Stunde des Wiedersehens bitterer weinten als sie allein es je getan hatten.

Das alles erfuhr ich in wahrer Erschütterung, das lehrte mich die ruhige Stimme meiner Erzählerin. Sie heißt Käte Kestien und benennt das Buch, in dem sie ihre Geschichte niederlegt, mit dem einfachen Worte: „Als die Männer im Graben lagen". Es ist im Societätsverlag Frankfurt erschienen. A. H.

Mechtilde Lichnowsky: Delaïde.

Verlag S. Fischer, Berlin.

An Delaïde ist nicht zu zweifeln und zu deuteln: sie ist die ebenbürtige Schwester jener Lichnowskyschen Mädchen und Frauen, die wir um ihrer holden, spielerischen Grazie und ihren tiefen Herzensernst so sehr lieben. (Höchstens ist sie körperlich und seelisch zarter organisiert, schutzloser noch und gefährdeter). Wie jenen allen sind ihr die Tiere die natürlichsten Gefährten, Mignon, die schildpattfarbene Katze, Gottlieb und Gisela, die Mäuse im grün gestrichenen Käfig oder die schillernde Eidechse am besonnten Gemäuer. Tiere sind gut, Gartenfreuden die einzigen, die man ganz ohne Leid genießen darf. Gibt es nichts Besseres in Delaïdes Umkreis? „Was ist das Schönste und Köstlichste in meinem Leben?" Es ist bedeutsam für die seelische Lage der jungen Frau, wie oft sie sich diese heimliche Frage stellt, die ein wenig resignierte und doch beglückende Antwort ist es nicht minder: „Das ist das Kind. Amen." Denn hatte sie nicht früher, viel früher einmal geglaubt, die Liebe zu ihrem Gatten werde zeitlebens das Köstlichste für sie heißen dürfen? Aber dieser Baron Robert Laertmeister trägt seinen verkappt lehrmeisterlichen Namen mit nicht geringerem Recht als Delaïde den verborgenen Adel in dem ihren. Wenn jene die geborene Künstlerin ist, obschon sie sich keine Kunst zum vollkommenen Ausdrucksmittel geschaffen hat, so ist er, der Geschichtsforscher der geborene Fachmann, trotzdem er seine Arbeit als Liebhaberei betreibt. Wir wissen es längst: zwischen den Geschöpfen, die wie Delaïde so ganz nach dem Herzen ihrer Schöpferin Mechtilde Lichnowsky sind und jener Menschengattung der Pedanten, der Besserwisser kann es letztlich keine Verständigung geben. Hatten die Eltern doch das Rechte getroffen, als sie Delaïdes frühe Heirat mit Laertmeister nicht billigten, „weil er eingebildet und preußisch ist?" Delaïde kann das Lieben nicht verlernen; noch immer entzückt sie sich am Schwung seiner Schläfe oder an einer ihm eigentümlichen Bewegung, noch immer ist ihr Gefühl dem Gatten treu und selbstlos hingegeben. Aber wie ein verplagtes scheues Tier verbirgt sie sich schließlich in ihrem Gehäuse. Sie weiß ja: „Von zwei Liebenden ist immer einer, der mehr liebt als der andere, besser, intensiver, mit mehr Phantasie, mit größerer Selbstlosigkeit, und dieser ist immer derjenige, der um seiner Liebe willen mehr leiden muß."

Wir lieben Delaïde, unsere Sympathie gehört ihr selbstverständlich zu. Aber wäre es anders, wenn wir nicht eingangs schon um ihren Tod in der Irrenheilanstalt gehört hätten? Würden wir ihr weniger Glauben und weniger Liebe schenken, wenn wir ihre Geschichte nicht aus dem rotledernen Tagebuche zu lesen hätten, das die Irrenpflegerin ihr in den Sarg legt? — Mechtilde Lichnowsky hätte ohne Schaden für Delaïde auf die nicht ganz glückliche Verwendung dieser Kunstmittel verzichten dürfen. A. H.

Marie Bretscher: Der Wanderer gegen Abend.

Gotthelf-Verlag Bern und Leipzig.

Marie Bretscher schreibt eine Bauerngeschichte, eine schlichte Erzählung, von der man am liebsten nur sagen möchte, wie gut und richtig sie geraten sei. Die von der Dichterin erfühlte und herausgehobene wesenhafte Uebereinstimmung des bäuerlichen Menschen mit der ihm zugehörenden Erde sichert ihrer kleinen Welt natürliche Richtung und organische Einheit. Liebe, Leidenschaft und Haß, Geburt, Krankheit und Tod werden hier nicht als zufälliges, individuelles Schicksal empfunden, nicht als den Einzelnen nur betreffend, beglückend oder bedrohend erlebt. Marie Bretschers Geschöpfe stehen unter dem Geschehen als unter einem unabänderlichen Gesetz, dem sie sich unterziehen so wie der Baum es an sich Frühling werden läßt, und wie er im Herbst die Blätter wieder ablegt. Ihr Tun und Lassen, ihre sparsamen Gebärden, ihre seltenen Worte sind darum von einer Bedeutsamkeit, die symbolhaft über die einzelne Situation hinaus ins Allgemeine weist. Die zähe Liebe der alten Bäuerin zu der Erde, auf der sie sich ein Leben lang abgerackert, liegt tiefer begründet als in ihrem Geiz. Der Zwang, den sie auf den Enkel Daniel ausübt, um ihn vom armen Dorfmädchen Anna zu lösen und zur Heirat mit der stärkeren, hablicheren Bauerntochter Selma zu bestimmen, kann vielleicht als die laut gewordene Stimme ihres ganzen Stammes gedeutet werden, der sich Nachfolge und Erbe sichern will. Daß die blühende Selma nach der Geburt eines lebensunfähigen Knaben dem Siechtum anheimfällt, ist wohl für die ganze Sippe eine harte Tatsache. Aber sie wird nicht anders getragen als etwa ein verfrühter Frost auf den unabgeernteten Feldern. Nur dem Gatten Daniel steigt beim Tode der Frau ein einziges Mal die Frage auf, ob ihn daran persönliche Schuld betreffe, ob sie aus Liebesentbehren so früh müde geworden. „Er erinnerte sich des Tages, da sie von Selmas Heimat zurückgekommen waren. Sie hatten nebeneinander gesessen, er hatte ihr sein Gesicht zugewandt und mit ihr geredet, aber sein Herz... Vielleicht war es nie ganz dabei gewesen. Wie ein Blitz schlug diese Erkenntnis ein. Er blickte auf das weiße Gesicht mit den geschlossenen Augen." So sicher wie er im Winter den Frühling voraus weiß, sinnt er aber jetzt schon auf ein Später, da er sie wiederfinden, da alles besser und schöner sein wird. Und das nächste Kapitel hebt, neues Leben verheißend, an: „Daniel säte." So eingebettet in die großen Zusammenhänge der Natur sieht Marie Bretscher sein kleines Geschick sich vollziehen; Wanderer auf der Straße, auf der ihm Liebes und Leides begegnet, auf der er falsche Schritte und frohe, gute Wege geht, auf der Straße, die ihn endlich hinaus in den friedlichen Abend führt. A. H.

Karl Benno von Mechow: Vorsommer.

Roman von A. Langen, G. Müller Verlag. München, 1934.

Ein Roman, der durch die Zartheit und echte Reinheit des Empfindens wohltuend ist in einer Zeit, wo viel im unsaubern Wasser herumgeschwommen und alles Geheimnisvolle der Seele verlacht wird. Mechow's unbestreitbar starke psychologisch intuitive Begabung erlaubt ihm, seine Gestalten in ihrem Wert vor uns hinzustellen, ohne ihr Wesen in klarer Deutung auseinanderlegen zu müssen. So liegt über der so anziehenden Gestalt des jungen Mädchens Ursula ein Schleier, der sie umso wirklicher erscheinen läßt, als das Geheimnisvolle dem Leben entspricht. Und ohne diesen Schleier zu lüften, weiß Mechow uns von der wunderbar reinen Güte dieses Frauenwesens zu überzeugen. Nicht weniger lieb wird uns Ursulas Partner Thomas, dem wir, dem männlichen Wesen entsprechend, etwas deutlicher in seinen innern Kämpfen folgen dürfen. Das Licht, das aus dem Mädchen leuchtet und sich über alles ausstrahlt, führt den Mann auf den Weg, wo er das Leben lieben lernt, und wo er zur Erkenntnis gelangt, daß „man nichts aus dem Herzen verliert, was man nicht selbst daraus stößt." Auch die Nebenfiguren sind mit der Kunst des Dichters gezeichnet.

Worin aber das Wertvollste dieser Erzählung liegt, das ist im Erwecken eines großen, frohen Gefühls im Leser, daß man das „Ganze" im Leben suchen und lieben kann — den Menschen, die Natur, die Tiere — und über allem Gott. W. v. P.

Kristmann Gudmundsson: Vorfrühling.

Aus dem Norwegischen übertragen. Piper Verlag. 1935.

Es ist die Geschichte einer ersten Liebe — zwei ganz junge Menschenkinder. Das Mädchen natürlich rascher und wacher, der Junge scheu, zaghaft und zurückhaltend. Aber das ist es, was zum Leid führt. Doch ist der Junge so sehr wirklichkeitsfern, daß ihm trotz dieser schweren Erfahrung die Welt der Träume nicht zerstört wird. Auch trägt er die Kraft der Menschen in sich, die das Höhere im Leben erkennen. Er nimmt das Schöne seines großen Erlebnisses, an dem er reift, mit in die Zukunft, und man fühlt, daß etwas aus ihm werden wird. Das Mädchen wurde von der Wirklichkeit zu stark gestreift und sie ist sich dessen bewußt. Aber auch sie hat dieses Höhere erlebt, und so wird diese Liebe für beide etwas Schönes, Reines und Unantastbares bleiben, das sie ihr ganzes Leben hindurch in sich bewahren werden. Man kann das Buch nicht leicht vergessen. W. v. P.

Gabriel Scott: Kristofer mit dem Zweig.

Uebertragen aus dem Norwegischen von Käthe Miethe. Otto Quitzow Verlag.

Es gibt Bücher, die um die zarten Geheimnisse des höhern Lebens wissen. Wie stark erwächst vor uns die seelische Kraft dieses armen, von der Natur körperlich benachteiligten Buben, der schon als Kind „das Größte lernte, was überhaupt ein Mensch lernen kann — Ungerechtigkeit zu ertragen". In seiner Naturverbundenheit, inmitten seiner Tiere, geht seine Seele immer wieder dem höhern Leben nach, und in stiller unendlicher Liebe ist sein Dasein Güte und Wohltun. Die schöne Demut und hohe Kraft, die das ganze Buch hindurch in seiner unaufdringlicher Art aus diesem Kristofer uns entgegenleuchtet, ist beglückend. W. v. P.

Eingegangene Bücher:

Ina Seidel: Das Wunschkind. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Helene Voigt-Diederichs: Dreiviertel Stund vor Tag. Roman. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Romain Rolland: Die Verkünderin. Humanitas-Verlag, Zürich

Christine Holstein: Die Passion des Johann Sebastian Bach. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Pearl S. Buck: Die Mutter. Roman Paul Zsolnay, Wien.

Vicki Baum: Das große Einmaleins. Roman. Querido Verlag, Amsterdam.

Marie Bretscher: Der Wanderer gegen Abend. Gotthelf-Verlag, Bern.

Otto Erich Kiesel: Die Ungerufenen. Roman. Verlag Broschek & Co., Hamburg.

Pierre Claude: Friede am Rhein. Roman. Verlag Oprecht, Zürich.

Else v. Hase-Koehler: Ursula schreibt ins Feld. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Charlotte v. Zastrow-Loeben: Maria Fee. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Hermynia zur Mühlen: Ein Jahr im Schatten. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich

Maria Veronika Rubatscher: Luzio und Zingarella. Erzählung. Verlag G. Grote, Berlin.

I. Lukas: Spinnstubengeschichten. Eichen-Verlag, Arbon.

Carl Haensel: Echo des Herzens. Verlag J. Engelhorn, Nachf., Stuttgart.

Erling Tambs: Hochzeitsreise — aber wie. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Hans Trümpy: Du und der verlorene Sohn. Gedichte. Rascher & Co. Verlag, Zürich.

Annette Merholm: Gedichte und Spiele. Orell Füßli-Verlag, Zürich.

Hermann Hiltbrunner: Liebe zu Frankreich. Verlag Oprecht, Zürich.

D. S. Mereschkowskij: Tod und Auferstehung. Huber & Co., Verlag, Frauenfeld.

Ernst Basch: Das Wiederaufbauwerk Roosevelts. Verlag Orell Füßli & Co., Zürich.

Ruth Schaumann: Ave von Rebenhagen. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

Otto Gmelin u. a.: Der Augenblick. Sechs Erzählungen. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz.

Julie Schlosser: Fahrt um die Sonne. Furche-Verlag, Berlin.

Dürers Kupferstichpassion. Furche-Verlag, Berlin.

Leo Tolstoi: Der Engel Gottes. Furche-Verlag, Berlin.

Agnes Miegel: Deutsche Balladen. Deutsche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.

Helene Voigt-Diederichs: Aber der Wald lebt. Deutsche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.

Charles de Coster: Smetse der Schmid. Deutsche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.

Friederich Hölderlin: Vom heiligen Reich der Deutschen. Deutsche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.

Havard, der Mann vom Eisfjord. Deutsche Reihe, Verlag Diederichs, Jena.

Ricarda Huch: Im alten Reich. Bd. 3. Verlag Carl Schünemann, Bremen.

Ina Seidel: Dichter, Volkstum und Sprache. Vorträge und Aufsätze. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Hermann Weilenmann: Dichtung und Erlebnis. 12 Schweizer Schriftsteller erzählen von ihrem Werk und aus ihrem Leben. Max Niehans, Verlag, Zürich.

Bettina schaut, erlebt, verkündet. Dargestellt von Richard Benz. R. Piper & Co., München.

Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner. R. Oldenbourg, München-Berlin, Verlag der Corona.

Roentgens Briefe an Zehnder. Verlag Rascher & Co., Zürich.

Ina Jens: Mirasol. Ein deutscher Junge erlebt Chile. K. Thienemanns, Verlag, Stuttgart.

Paul Kettel: Schlumm fliegt nach Amerika. K. Thienemanns-Verlag, Stuttgart.

---

seelenvolle liebliche Blondinchen. Groß und gut zu werden wie die Schwester, habe ihr immer als Ziel vorgeschwebt, erzählte mir „Regine" später. Daß die beiden diese schöne Feier noch zusammen erleben durften, erscheint mir als ein Abschiedsgeschenk des sich neigenden Daseins. Warm eingehüllt in liebende Verehrung, stand Lilli strahlend und erzählte uns von ihrem Leben, als einem Gang durch einen Märchenwald, manchmal voller Aengste vor verirrlicher Wildnis und schleichendem Raubzeug, aber auch reich an seligen Entdeckerfreuden. So sei mählich Stufe auf Stufe von ihr erstiegen worden. — Daß sie auf der Letzten angelangt sei, ahnte niemand, die Festesfrohe gewiß am wenigsten. — Ich hatte ihr eine junge Zimmerlinde geschenkt. Ein Lindenblatt ziere ja auch ihr Wappen: „seine Form sei uns geheiligt, weil das Herz dabei beteiligt." Aber die kräftige Pflanze wollte durchaus bei ihr nicht gedeihen. Die Blätter zeigten einen seltsamen Trauerrand, sogar der Herzkeim drohte schwarz zu werden. Da trug sie das Bäumchen zu der gegenüber wohnenden Freundin und Helferin in allen Nöten. Und siehe da, die Pflanze erholte sich fast von Stund an und trieb neue Blätter. Lilli erzählte mir kopfschüttelnd die Wunderkur: „Bei mir wars ihr scheints nicht recht geheuer. — Ich bin ja auch nicht so gesund, wie ich und meine Freunde manchmal glauben", setzte sie leise hinzu.

Als ich das nächste — das letzte — Mal zu ihr kam — wir hatten den Tag zwar bestimmt, aber nun stürmte und goß es so erbärmlich, daß sie mich nicht zu erwarten und ganz in ihre Blätter verloren schien. Fast bereute ich, sie zu stören. Aber sie begrüßte mich freudig: „Oh, sieh nur, ich fühle mich wieder arbeitsfähig und somit als ein ganzer Mensch!" Mich fand sie ebenfalls besser aussehend: „Tüet Ihr öuch jetz ou wieder früsch b'chime?" (bekeimen). Sie dachte offenbar an ihr genesenes Bäumchen. Wir unterhielten uns aufs lebhafteste über alles mögliche Menschliche und Literarische, Ricarda Huch nie zu vergessen. Und beim Abschied beschlossen wir, uns diesen Sommer recht oft zusammenzufinden.

Diesen Sommer! Am 18. März ist sie gestorben — und zwar so, wie sie sichs immer wünschte, ohne Kampf und viel Getue. Sie wollte beim Gärtner Blumen für eine Kranke holen, von ihrer Getreuen fast bis zum Ziel hinauf geleitet. Einen jungen Freund, dem sie dann noch begegnete, lud sie zum Abendbrot und rief ihm abschiednehmend zu: „Jetzt geh' ich noch ein bißchen höher hinauf! — Der gute alte Mann trug ihr aus seinem Treibhäusern herzu, was es gerade Schönes gab. Plötzlich bat Lilli die daneben stehende Tochter, ihr die Hand zu geben und sank plötzlich von dem Alten gestützt, zwischen den Blumen nieder. Noch ein paar leise Atemzüge und dann — Frieden. — Der Arzt stellte nachher fest, sie sei kränker gewesen, als man gemeint und der Tod habe ihr böse Kämpfe erspart. Die guten Gärtnersleute erzählten mir später, Fräulein Haller sei halt bei den Blumen gestorben, die sie so gern gehabt — nicht im Straßenstaub — und morgen kaufe ich ein Buch von ihr, setzte das junge Mädchen hinzu. — Die Trauerfeier sei sehr schön gewesen, wurde mir erzählt, nur war man erst etwas verwundert, statt eines geistlichen Gesangs eine süße Liebesweise zu vernehmen. Lilli selber hatte das früher einmal so bestimmt. — Die Urne wurde von der Schwester mit nach Bern genommen und steht dort in ihrem Garten unter Rosen. Als sie zum erstenmal hinunter ging, um alles anzusehen, saß auf dem hohen Stein hinter der Urne ein Buchfink und sang aus voller Kehle. — Am Tag von Lillis Sterben erhielt eine ferne Freundin noch ein Brieflein aus ihrer Hand, darin die bedeutsamen Worte standen: Ich bin des Alltags müde und sehne mich nach unbekannten Fernen...